Befriedung

Gesprochen in Berlin 13. März, Prag 1. April, Wien 5. Mai

Wir leben im Zeitalter der Befriedung und da geziemt es sich, Rechenschaft abzulegen, wie weit ich mich schon der vorherrschenden Tendenz angepaßt habe und welche Zugeständnisse ich ihr noch zu machen gewillt bin, ohne meine destruktive Weltansicht geradezu zu verleugnen; wie weit ich also dem Geschmack des Publikums entgegenkommen könnte, ohne den Anhang zu enttäuschen. In dem Weltkrieg, in den ich mich aus Motiven, die mir heute nicht mehr erinnerlich sind, eingelassen habe, empfiehlt sich nach und nach der strategische Rückzug, der unstreitig auch seine Reize hat und sie namentlich zwei markanten Fällen meines polemischen Wirkens abgewinnen läßt. Er gewährt die Möglichkeit der Retablierung, ja der Rückkehr zum heimischen Herd der Sprachlehre und sonstigen kleinen Themen. Indem mir nichts übrig bleibt als die Überlegenheit eines Gegners anzuerkennen, der wehrlos seine Position behauptet, hoffe ich noch manche Entschädigung an Sätzen zu haben, die mir Freude machen, wenn sie von mir, und noch mehr Freude, wenn sie von andern sind. Ich habe ja nie gewußt, ob der Zustand, in den ich da gerate, Sieg oder Niederlage ist. Zweifellos gelingt es mir doch, die bürgerliche Wirklichkeit, indem ich sie bloß bei ihrem Wort nehme, so zu vergeistigen, daß sie sich in das angestammte Nichts auflöst. Ich lasse sie in die Schlinge ihrer Redensart treten, ich lege ihr die eigenen Tonfallstricke; sie fällt herein, aber sie weiß es nicht und will es nicht wissen. Die üble Nachrede, die ich ihren Honoratioren halte, ist nichts als ein gutes Nachreden. Doch eine Welt, an deren Unwesenheit mir eben solches gelingt, ist so geartet, daß sie sich aus dem Nichts, in das ich ihren Schein zurückführe, standhaft materialisiert. Ich gebe mich gar keiner Täuschung über diesen Mißerfolg hin. Darüber, daß ich zwar noch imstände wäre, in einem Auditorium, das so groß wäre wie die Welt, sie zum Lachen über sich selbst, zum Schaudern

vor sich selbst zu bringen, solange ich vor ihr stehe; daß ich aber darüber hinaus nicht Macht hätte gegen eine Wirklichkeit, die, um fortleben zu können, eben den geistigen Mechanismus braucht, den zu dekomponieren mir nur scheinbar gelingt. Kein Franz-Moorisches Mittel des schreckenden Hohns vermöchte diesem zähen Leben ein Ende zu machen, nnd die vollkommenste Gabe, es in den Zustand der Lächerlichkeit zu versetzen, versagt vor der ungeheuren Apparatur, die sich das Nichtswürdig-Würdige, das Mächtig-Niederträchtige zugelegt hat, vor der Presse, durch die das Unbeschreibliche getan ist, vor dem raffinierten Zauber der Vervielfältigung, mit dem das Einfältige zum vorleuchtenden Paradigma wird. Volleres und Ganzeres wäre nicht denkbar als der Triumph einer Technik, die diesem Betrieb von Macht und Würde die tägliche Deckung aller ethischen und geistigen Blößen besorgt. Wohl, es mag das Todeszeichen einer Kultur sein, daß Lächerlichkeit nicht mehr tötet, sondern als Lebenselixier wirkt. Aber so hält man eben durch, solange das Irdische währt und bis die Nachlebenden die Welt erkennen, auf die sie gekommen sind. Längst sonst und immer wieder müßte man doch sehen, daß diese Typen, aus allem Minus erschaffen, sich verbraucht haben; daß die Attrapen bersten, nicht tragfähig für die Fülle eingeredeten Inhalts; daß das Nichts als Persönlichkeit nicht weiter kann im Bewußtsein der satirischen Kontrolle; daß irgendetwas, ein Rest von Natur, ein Quentchen Scham oder Intelligenz, Gliederpuppen abhält, den oratorischen Plunder, der zum Kinderspott wurde, wie neu zu tragen. Doch es geschieht, daß das Unvorstellbare sich an jedem Tag in ein Wirkliches verwandelt und in ein solches, das die Satire nur als seinen Entwurf erscheinen läßt. Habe ich auf Flügeln des ~~Gesanges~~ mich zu der Vorstellung tragen lassen, daß ein Staatsmann am Ende noch zum Ehrenmitglied des Schubertbunds ausersehen sein könnte

— schon melden die Blätter, er sei es geworden. Und es ist, als ob dieses ganzes Bachanal von Ehre, das da täglich über ein ahnungsloses Haupt zusammenschlägt und woran das Ausland mit der bekannten Sympathie für die österreichische Operette teilnimmt — als ob dies alles ein Justament der Entschädigung wäre für die unabwendbare Ironie, die im Hintergrund der Zeit lauert, wenn Staatsaktion und Hanswurstspiel ineinanderspielen; ja als wäre es der Vorsatz dieser Wirklichkeit, der Satire ihre eigensten Wirkungen zu entreißen. Zweifellos haben alle diese Würdenträger, die zur Schau gestellten und ihre Helfer, alle, die sich vor mir in Standhaftigkeit gebärden, das Gefühl, auf Glatteis zu jener Tagesordnung zu schreiten, die nichts als Volksbetrug ist; aber da sie sich an der Hand halten, kommen sie hinüber. Wehe, wenn einer fiele; doch alle zusammen vermögen zu tanzen. Und diese Würdewelt, deren Dasein das Fazit eines revolutionären Humbugs ohnegleichen ist, sie liefert Proben eines Übermuts, der das Tollkühnste nicht verschmäht. Von überall, wo einer liegen müßte, hebt er Ehre auf; mit Blut und Schmutz wird Staat gemacht in jedem Sinne. Vor unseren Augen, die in aller Zeitermüdung nüchtern die leibhaftige Subalternität an Geist und Charakter ausnehmen, ersteht die europäische Figur oder doch ein Symbol der Landesväterlichkeit, entsprechend dem Bedürfnis einer republikanischen Gesellschaft, die durch den Wechsel der Staatsform glücklich die allgemeine Verkaiserung erlangt hat. Daß ich solchen Popanz auf eine Berliner Bühne bringen konnte, wenngleich nur einmal — weil sich ein Machthaber ja doch auf seine Sozialdemokraten verlassen kann —, das schien vorher gewiß unvorstellbar. Ist es aber vorstellbarer, daß Gedankengänge, vor denen die Fibel der Vorkriegswelt zum Labyrinth wird, im Staatsleben außerhalb des eigentlichen Theaters täglich weiter produziert werden; daß sie die große Politik ausfüllen, nachdem sie im satirischen Abdruck zum Zitat der

Feinschmecker geworden sind? Daß ein Handelsvertrag mit dem Anschluß des österreichischen Klassikers Grillparzer an Goethe und Schiller einbegleitet wird, mit der Hoffnung, es sei doch noch erinnerlich, wie die Minnesänger bei den Babenbergern beliebt waren, und mit der Perspektive, daß die beiderseitigen Händler als »die beiden deutschen Brüder Hand in Hand der Sonne entgegen gehen?« Der Hans Müller ist doch ein Höllenbreughel dagegen. Ward je ein Ehrendoktor geschaut, der die Gabe mit nichts anderm zu quittieren wüßte als »mit dem ehrlichen deutschen Wort: Ich danke schön?« Unvorstellbar mag dies alles sein, aber es ist wirklich, und die wahre Popularität mag heute in dem Umstand begründet sein, daß ein Wiener Hausmeister sich nicht mehr den Hals verrenken muß, wenn er zu der Geistigkeit emporblickt, die auf der Menschheit Höhen wohnt. Nein, nicht die moralische Unwirksamkeit sei beklagt, die es durch den zwingendsten Nachweis nicht vermocht hat, eine Konfrontierung mit dem bürgerlichen Ehrbegriff herbeizuführen. Wie wäre das möglich gewesen angesichts des großen moralischen Guthabens bei der Bürgerwelt, das durch das Blut von neunzig Proletariern erworben ward? Aber daß ein intellektuelles Kaliber, das auf zwei Gebärden und drei Phrasen eingerichtet ist, so siegreich aus der satirischen Fassung in die Wirklichkeit eintreten konnte, das ist das Phänomenale. So lastet der Rotationsdruck auf den Gehirnen, daß er sie zu jeglicher Duldung bezwungen hat, und diese Wirklichkeit ist nur der grausige Schein, der dem gedruckten Wort entstammt, und möge es nichts enthalten als das Nichts, und hinter dem der Sachverhalt des Nichts unkenntlich wird. Wer, der an dieser Wirklichkeit wirkt und leidet, hätte noch das Ohr für den Hohn, daß der eigentliche Urheber eines Zaubers, der solchen Glauben an den Retter und Erneuerer Österreichs bewirkt hat, ein Erpresser, Dieb und Kuppler ist? Jener Lippowitz, der die Leistung um

den Preis vollbracht hat: der Toleranz eines Schandgewerbes, das sich im Gegensatz zu dem journalistischen Geschäft doch der Mißachtung durch eine bürgerliche Moral erfreut, als deren Hüter die Heimwehr auf dem Plan erschien! Verhüte Gott, daß dieser Lippowitz die einzige Autorschaft, die ihm zuzuschreiben ist, die an der Gestalt Schobers, enthülle, wie soeben Ludendorff sich der Erschaffung Hindenburgs gerühmt hat.

Wir leben im Zeitalter der Befriedung und man glaubt, ich wäre der einzige Mensch in Mitropa, der sich ihr bis heute zu versagen wußte. Mit nichten. Ich habe vor Schober, an dem sich die Erfolglosigkeit meines negativen Wirkens in geradezu vorbildlicher Weise bewährt hat, in kleinem Druck beigegeben, und ich bin im Begriffe, auch mit jenen faden Fehden, die auf Berliner Boden spielen, Schluß zu machen, weil ich mich zu der Einsicht durchgerungen habe, daß es herzlos wäre, vor einer Materie, die so von friedmenschlichen Empfindungen durchströmt ist, fernerhin unerbittlich zu bleiben. Ich will mich nicht nur der Auffassung anbequemen, die man in Deutschland von Polemik hat als einem Zwist, in den zwei ernste Männer coram publico aus unbegreiflichen Ursachen geraten sind, nein ich will auch dem Rat des Kadi, zu dem ich gegangen bin, folgen, die Streitaxt begraben und statt so unproduktiver Beschäftigung lieber die Friedenspfeife, vollständig entnikotinisiert, ergreifen. Ich bin also entschlossen, die Pazifizierung des Alfred Kerr, die sowohl was den Krieg anlangt wie in puncto Reinhardt bereits gelungen ist, auch bezüglich meiner Person so durchzuführen, wie ich es versprochen habe. Aus dem Umstand, daß die am 28. September 1928 angekündigte scharfe Antwort und Abfuhr, leicht kartoniert 2 Mark, bis heute nicht erschienen ist und insbesondere die Besteller von je 10 Exemplaren mit 50 Prozent Sonderrabatt das Nachsehen haben, entnehme ich, daß überall schon eine duldsame Stimmung platzgegriffen hat und speziell er selbst mir nichts mehr nachträgt, als höchstens gelegentlich etwas zwischen den Absätzen eines Theaterfeuilletons. Nach Haag, wo die letzten Mißverständnisse bereinigt wurden, die von den

springt dem dramatischen Kriegsgegner bei, springt den an, der heute annähernd dasselbe versucht, was er im, im, im Krieg getan hat, ja schrickt nicht davor zurück, Friedensgedichte zu schreiben. Hellhörig hat er das verderbliche Kriegsgerassel einer Inszenierung wahrgenommen, den mörderischen Tonfall vom August 1914, mit dem der Piscator die »Rivalen« am laufenden Band aufzog; denn wie keiner weiß er, wie man die Masse rhythmisch besäuft und wie man, wenn das Vaterland ruft, durch ein Mitrufen in den so entstehenden Tumult zu sekundieren hat. Er sagt die Wahrheit, er leidet, und ich will mich ihm als Samariter nähern. Ich will ihm helfen, die moralische und logische Konsequenz aus seiner Reue und aus seiner Gewissensnot zu ziehen. Es ist wahr, daß er mitten im Krieg für die Menschheit besorgt war und in Zeitschriften, die dieser Sorge offen waren, seine Gefühle angedeutet hat, die sicherlich mehr die eines Europäers als eines Hakenkreuzlers waren. Aber was wird durch die unaufhörliche Reklamation bewiesen? Je glaubhafter er es machen kann, daß diese Partie seiner publizistischen Tätigkeit im im im Krieg seine echte, seine zuständige, seine wesentliche war, umso offenbarer, offenkundiger und skandalöser wird doch die Mechanik seines Coubletbetriebs im Dienst der nationalen Zeitungsfirma, der der ehrliche Pazifist im im im Krieg, von dessen erstem bis zum letzten Tag seine Feder verdungen hat. Wenn er währenddessen, währenddessen, währenddessen für die Zivilisierung der Menschennatur gearbeitet hat und man ihm das gern glauben will, umso brüsker muß doch seine Leistung für Scherl hervortreten, dem er für 30 bis 50 Mark fast täglich Verse geliefert hat wie:

Peitscht sie, daß die Lappen fliegen
Zarendreck, Barbarendreck
Peitscht sie weg! Peitscht sie weg!

Wie den Wunsch nach

Bandwurm, Hühneraugen, Krätze,
zur Ernährung schimmelfeuchtes Stroh
und noch Rheumatismus im Popo.

Wie den schmählichen Spott für hungernde russische Kriegsklaven, Söhne von Müttern, von denen »dreitausend Stücker fest von uns gefangen« seien und für die er die Weisung gab:

Hütet nun die struppige Beute,
Wanzenpulver nicht vergessen!
Und »bewahrt das Licht«, ihr Leute,
Weil sie jeden Wachsstock fressen.

Ich mache den Sänger dieser Verse, nachsichtig wie ich bin, heute nur mehr auf den Widerspruch aufmerksam, in dem doch solche Kriegsproduktion zu den unleugbaren und gleichzeitigen Bekenntnissen seiner Friedmenschlichkeit steht, und darauf, daß je größeren Wert er auf diese legt, umso zwingender der Schluß auf den industriellen Ursprung jener erfolgen muß. Ein Hingerissensein des holden dichterischen Schwachsinns wie bei den Hauptmann und Dehmel ist dem Individuum, das sich selbst der Besinnungsfähigkeit mitten im Krieg rühmt, keineswegs zugutezuhalten. Mit dieser Petite hat das linksradikale Literatentum, das den Herrn Kerr heraushauen wollte, bei mir kein Glück gehabt, und sie wird vollends zuschanden an seinen unaufhörlichen Nachweisen, wie er schon dies und jenes mitten im Krieg »verkündet« habe und seid jeher gegen, gegen, gegen usw. Er beklagt sich, wenn man ihm seine Missetaten vorhält, über »schwachgeistige Entstellungsversuche«; aber wenn er es mir nicht verboten hätte, 500 Gottlieb-Gedichte nachzudrucken, so wollte ich gerechter Weise auch seine sämtlichen pazifistischen Verkündungen, die in der gleichen Epoche erschienen, als Vorwort drucken, um die Wirkung jener Scheußlichkeit zu erhöhen! Sein Blatt hat sich kürzlich über ein Russengedicht von Rudolf Herzog erregt, das in einem deutschen Lesebuch gedruckt ist; das heißt wohl: im

Hause des Gehenkten von einem Bindfaden sprechen, denn verglichen mit der Russenlyrik des Mitarbeiters atmen jene Verse eine Humanität, wie er sie mitten im Krieg betätigt hat. Kein Zweifel, unser Tänzerich wollte, anders als in der Anekdote, mit zwei Hintern auf einer Bluthochzeit tanzen. Aber die kriegerische Partie ist ja nur darum so widerwärtig, weil weil weil man ihm die andere mehr glaubt. Da er aber an diesem Zwiespalt, den er so schwachgeistig ist, immer wieder wahrheitsgetreu darzustellen, schwer leidet, so will ich ihm einen Vorschlag zur Güte machen. Dieses aus dem Schlafsprechen bei Premieren, diese Seufzer, die eine Kriegsschuld bezeugen und die zugleich ausdrücken, wie schwer ich ihm das Leben gemacht habe — dies alles kann auf die Dauer weder seinem Herzen Erleichterung noch mir Genüge schaffen. Es gibt nur ein Mittel — jenes, das Peter Altenberg in allen Lagen des Lebens als Arznei erkannt und empfohlen hat: Geld! Ich verlange Geld, dann kann er Ruhe von mir und vom Krieg haben! Man sieht, ich wende das Mittel vorbildlicher Erpresser an, die leider dahin gegangen sind. Man erschrecke nicht, ich brauche das Geld des Kerr nicht etwa für das Theater ohne Presse, das ich ins Leben rufen möchte, sondern für einen andern wohltätigen Zweck, welcher mehr der Sphäre gemäß ist, in der die zu sühnende Tat spielt. Ich erkläre also: Herr Alfred Kerr kann sich die Ruhe, die er braucht, erkaufen. Ich werde ihm nie mehr seine Kriegslyrik vorhalten wie jetzt den Revolver, durch den ich ihn zu einer Guttat zwingen will. Ich werde es nie mehr sagen, daß er mich bei Gericht des Landesverrats im Weltkrieg beschuldigt hat. Nie mehr, daß er heimlich den Tiroler Antisemitenbund gegen mich ins Treffen geführt hat. Nie mehr, daß er der Tischfreund der ungarischen Regierung war. Nie mehr, daß er das Andenken Karl Liebknechts besudelt hat. Nie mehr selbst, daß er seine Antwort nicht erscheinen ließ.

10

Ich werde ihn nie mehr den größten Schuft, den größten Feigling, ja nicht einmal den größten Schriftsteller im ganzen Land nennen. Wenn er — also wenn er mir das Plakatieren nicht einstweilig unmöglich gemacht hätte, so würde ich mit inbrünstiger Hoffnung auf besseren praktischen Erfolg, als ich ihn in einem anderm Fall erzielt habe, öffentlich kundtun, daß ich ihn auffordere, abzutreten — nein, man erschrecke nicht, er möge weiter der unbeeinflußbare Kritiker Reinhardts bleiben, der er immer war — also: abzutreten 20.000 Mark an die Kriegsblinden und Invaliden, annährend die Summe — genau könnten nur er und Scherl sie errechnen —, die er zwischen 1914 und 1918 mit 500 bis 600 Stücker Gottliebs à 30 bis 50 Mark verdient hat. Mein Revolver kann sowohl als die Streitaxt, die ich begrabe, aufgefaßt werden, wie als die Friedenspfeife, die ich rauchen will. Ich bin überzeugt, daß Kerr sich nicht lumpen lassen wird, sondern dankbar einen Vorschlag annimmt, der mit der unmittelbar sittlichen Bestimmung ihm Gelegenheit gibt, vor der Zivilisation, für die er gearbeitet hat, eindeutig seine Haltung im Krieg zu bestimmen, mit einem Griff eine Seelenlast von sich zu tun und mit allem Hader dem Mißverständnis ein Ende zu machen, als hätte er sich mit jener kriegerischen Produktion, an der er im Herzen nicht beteiligt war, bereichern wollen. Wenn seine Hand bietet, was sie nach all dem Jammer der Menschheit und nach dem seinen noch schuldig ist — werde ich sie zur Befriedung von uns und anderen ergreifen!

— 16 —

Rätsel

Uferlos

Gedanken sind doch nicht verboten;
so denk ich mir halt ab und zu:
ich halt ihn für den größten Idioten
und für den mittelmäßigsten Filou.
An diesem Rätsel läßt sich lange raten;
denn jeder hat wohl seinen Wicht:
jedoch grad dieser ist es nicht,
und mein Gebiet umfaßt zwei Staaten.

*

Zwei Dichternamen

Wenn Männer erzählend die Zeit uns begleiten,
indem sie deren Probleme verwässern,
so gehören sie bestenfalls zu den bessern,
die da liefern weibliche Handarbeiten.
Zwei, nicht zu verwechseln, sollt ihr unterscheiden:
was die Namen trennt, das vereint die Gestalten;
der Unterschied ist in beiden enthalten,
und was gemeinsam in keinem von beiden.

*

Der Konsonant

Wenn sie hier mit Waffen wütet,
zieh ich gerne aus dem Land.
Was zurück zieht, wird verhütet,
tritt dazu ein Konsonant.

Jene will nicht, daß dies bange
Fühlen fortan mich verzehrt.
Weh dem Heim, das solchem Drange
lange noch mit Waffen wehrt!

*

— 17 —

Teil und Ganzes

Das erste führt dich zu Land und Leuten;
das zweite läßt besser die Welt oft beschreiten.
Im ersten sind wahre Unendlichkeiten
vom Ganzen enthalten, das will ich nicht streiten,
doch wird mir in problematischen Zeiten
das Ganze, das Teilchen, weit mehr bedeuten
als der Teil, den sie als ganzes bereiten.
Ein rätselhaftes Rätsel ist es, weil
das Ganze bildet einen Teil vom Teil.

*

Reihenfolge

Wie geht's verkehrt doch bei des Lebens Tanze
und dennoch folgerichtig her:
Da sie das erste war, war sie das Ganze;
als zweites ist sie's längst nicht mehr.

*

Verkehrt ist richtig

Ein Wirrsal ist's, solang' es währt,
du tappst darin, als wär's verkehrt,
und in dem Dunkel da und dort
erkennst du nur das Rätselwort.

*

Alles in Ordnung

Wie's erste ist, wünscht mancher manche Habe;
am zweiten haben seine Sinne Labe.
Zusammen gibt es Leiden, doch auch Gabe,
durch die Talent hat leider jeder Knabe.

*

Ablaut der Liebe

Hast du die erste, wird sie dich bedrücken.
Dich zu befreien, mag der zweiten glücken.
Die dritte hast du, wieder dich zu bücken,
bis du erliegst unendlichem Berücken.

*

Sonderbare Erscheinung

Es kommt vom Zahn des großen Tiers.
Ein Traum, den ich geträumt,
worin mit Elfen ich die Zeit versäumt,
er sagte in der Mehrzahl mir's.

*

Rätsel

Bald ist's von dieser, bald von jener Sorte:
dort gilt's der Silbe, hier gilt es dem Worte.
Leicht läßt es dich in alle Ferne schweifen,
wiewohl grad nur das Nächste zu ergreifen.
Bescheiden steht's und wartet in der Ecke,
bis du den Sinn holst aus dem Wortverstecke.
Wenn endlich dir die Lösung glücken soll,
sei zu bedenken dieses dir gegeben:
gelöst wär' nur dies eine eben,
jedoch fast jedes Ding im Leben,
es bleibt dir leider dessen voll.
Ja mehr als das — ich wag es auszusprechen
und will dich warnen, ehe es zu spät —,
dies eine selbst, es lohnt kein Kopfzerbrechen:
denn Rätsel bleibt es, wenn man's auch errät.

Notizen

Aus ‚Vient de Paraitre' (Paris, Janvier 1930, X. 91), »Prix Nobel« von Marcel Ray:

»Il y avait d'ailleurs une raison bien plus péremptoire de mettre l'Angleterre hors course, du moins pour 1929. Ces messieurs de Stockholm se sont avisés que la France avait obtenu cinq fois leur timbale, alors qu'ils ne l'avaient attribuée que quatre fois à l'Allemagne. Il fallait de toute urgence rétablir l'équilibre, dans l'intérêt de la paix, en couronnant après Mommsen, Hauptmann, Eucken et Heyse, un cinquième écrivain allemand. Rien de plus facile, puisque les pays de langue allemande ont l'éclatante fortune de pouvoir mettre en ligne deux des plus hauts esprits de notre temps : Karl Kraus, dont la prose allemande est la meilleure qu'on ait écrite depuis Schopenhauer et Bismarck, et Stefan George, le plus noble et le plus pur poète que l'Allemagne ait connu depuis . . . . au fait, depuis quand et depuis qui ? Mettons : depuis Hœlderlin.

On conçoit que les juges de Stockholm ne pouvaient regarder si haut sans risquer le torticolis. A un niveau plus accessible, leur regard pouvait s'arrêter sur Heinrich Mann. Ils lui ont préféré son frère cadet, Thomas Mann, comme ils eussent choisi Thomas Corneille plutôt que Pierre Corneille, ou Louis Racine plutôt que l'auteur de Bérénice. — —«

Aus »The Dissolution of the Habsburg Monarchy« von Oskar Jászi (University of Chicago Press, Chicago 1929), S. 20, 174:

»The moral indignation of a very great number of the middle classes found a passionate expression in one of the most interesting products of the war literature, in the tragedy of the Viennese poet and critic, Karl Kraus, entitled: Die letzten Tage der Menschheit (written in the fateful years from 1915 to 1917 but published, naturally, only in 1919. It is worth while to compare this terrible document of the anti-war literature, with Le Feu of Henry Barbusse. Though both works are animated by the same hatred of war, this attitude is entirely different and demonstrates the radically antagonistic nature of the french and the Austrian anti-war feeling. . . . . Just the opposite was the attitude of the Austrian poet. He depicted the war simply as a criminal plot of military adventurers and of greedy business men, a conscious conspiracy of scoundrels and idiots against the people. There is no place for higher motives.«

»Speeking generally the large majority of the daily press both in Vienna and Budapest and especially the so-called liberal press,

became an unscrupulous instrument of feudal and financial class-domination under the slogan of a German and Magyar hegemony. None felt the immense moral danger of this situation more vividly than Karl Kraus, the able critic and poet, who for decades fought a solitary and desperate fight in his Fackel against the ruling press-oligarchy of Vienna.«

Mittlerer Konzerthaussaal, Samstag, 22. Februar 1930, 1/2 8 Uhr:

Die letzten Tage der Menschheit

Bühnenfassung

Vorbemerkung

I. Akt

Sirk-Ecke / Zimmer des Generalstabschefs / Hinterland / Standort des Hauptquartiers / Hinterland / Ein Infanterieregiment dreihundert Schritt vom Feind / Bei der Batterie / Schützengraben im Wurstelprater / Jena / Viktualienhandlung des Vinzenz Chramosta / Eine protestantische Kirche / Volksschule / Wallfahrtskirche / Nachts am Graben

II. Akt

Sirk- Ecke / Hinterland / Vor dem Kriegsministerium / Landesverteidigungsministerium / Bureauzimmer bei einem Kommando / Restaurant des Anton Grüßer / Standort in der Nähe des Uzsok-Passes / Hauptquartier, Kinotheater / Eine stille Poetenklause im steirischen Wald / Vereinssitzung der Cherusker in Krems / Zimmer im Hause des Hofrats Schwarz-Gelber

III. Akt

Sirk-Ecke / Vor unseren Artilleriestellungen / Hauptquartier / Marktplatz in Grodno / In einem Coupé / Während der Somme-Schlacht / Kriegsministerium / Wiener Nachtlokal / Nachts am Graben

Begleitung: Franz Mittler

Vor Beginn:

Ich bin zwar nicht Ehrendoktor geworden, doch die Ehre, die mir heute erwiesen wurde, quittiere ich mit einem ehrlichen deutschen: »Ich danke schön!« Ich werde aber heute nicht deutsch sprechen und ich muß um Entschuldigung dafür bitten, daß ich die drei Dialekte, die ich sprechen werde, so gut beherrsche. Man sei versichert, daß es mit einer furchtbaren Überwindung geschieht und mit der unversöhnlichen Antipathie für die Menschheitssorten, die diese Sprache zwischen 1914 und 1918 gesprochen haben und leider Gottes noch heute sprechen.

Ebenda, Sonntag, 23. Februar 1930, 1/28 Uhr
Die letzten Tage der Menschheit
Bühnenfassung

IV. Akt

Sirk-Ecke / Bei einem Kommando / Ärzteversammlung in Berlin / Armee-Ausbildungsgruppe Wladimir-Wolinsky / Isonzofront, bei einem Brigadekommando, nach Tisch / Kino / Kragujevac, Militärgericht / Wachstube / Berliner Nachtlokal / Kriegsgeneralversammlung des sozialdemokratischen Wahlvereines des Großberliner Riesenwahlkreises Teltow-Breskow-Storkow-Charlottenburg / Im Dorfe Postabitz / Stattlhalterei in Brünn / Eine Seitengasse / N ch der Winteroffensive auf den Sieben Gemeinden / Hofburg, Pressedienst / Standort des Armeeoberkommandos, Vergnügungslokal..

V. Akt

Sirk-Ecke / Bei Udine / Zirkus Busch / Volksschule / Landesverband für Fremdenverkehr / Ringstraßencafé / 3000 Meter hoch / Eine menschenleere Gasse / Der Nörgler am Schreibtisch / Liebesmahl bei einem Korpskommando

Begleitung: Franz Mittler

Vor Beginn:

Die im Saal anwesenden Sozialisten dürfte die Mitteilung interessieren, daß die sozialdemokratische Partei zu der Feier des Vortrags der »Letzten Tage der Menschheit« ihr Scherflein beigetragen hat. Die Arbeiter-Zeitung interessiert sich wieder für diese geistige und menschheitliche Angelegenheit, die sie ehedem beider Nobelpreise würdig fand. Ihr Musikkritiker nämlich, jener Schöpfer der Wohnbaukantate*), der sich durch eine Bezeichnung getroffen fühlt, die dem Typus zugedacht war und diesem bis an mein Lebensende und darüber hinaus gelten wird, hat mir gestern ins Künstlerzimmer die Vorladung zur Gerichtsverhandlung zustellen lassen. Infolge meiner wiederholten Entfernung von Wien — wo ich mich eben infolge dieser und ähnlicher Umstände, Befriedung, Erneuerung Österreichs und so, nur mehr als Fremder aufhalte — war ich der Vorladung lange nicht erreichbar gewesen, aber der Augenblick vor dem ersten Wiederauftreten schien doch am passendsten, um mir den Gerichtsdiener zu schicken. Die Verhandlung findet also am 13. März statt — auch das Datum entspricht dem revolutionären Gedanken**) —, und ich werde ihr, da ich an diesem Tage im Ausland einen Vortrag halte, nicht beiwohnen können.†) Wie immer sie ausgehen mag, mein Urteil über die sozialdemokratische Journalistik wird davon unberührt bleiben und in Rechtskraft erwachsen.

*) **) An diesen Stellen schon zeigte die Hörerschaft demonstrative Teilnahme.

†) Sie wurde vertagt.

Auf beiden Programmen:

Dem Schweigen der vaterländischen Publizistik über die »Letzten Tage der Menschheit« und der Berliner Meinung, daß sich derlei Angelegenheiten überlebt haben, begegnen immer noch ausländische Stimmen, die nicht nur das Überleben des Werkes über das Gesudel bezeugen, sondern auch seine furchtbare Zeitgemäßheit vor eben der optimistischen Niedertracht, die den Krieg, den sie erzeugt hat, vergessen haben möchte. Jenen hat sich kürzlich die jugoslavische Zeitschrift ‚Hrvatska Revija' mit einer umfassenden Darstellung des Inhalts angeschlossen, der die folgenden Stellen entnommen werden:

— — — — In jener Zeit, die nach dickgeronnenem Menschenblut roch, als die Unterschiede zwischen den Begriffen einer Pseudo-Zivilisation und der alltäglichen Wirklichkeit einleuchtend wurden, blieb Karl Kraus isoliert von seiner Wiener Umwelt und konsequent vernünftig saß er keiner Lüge des Krieges auf. All die schrecklichen Symptome der unverfälschten Wirklichkeit spiegelten sich in den Lügen der Tagespresse, und eben diese Lüge der Tagespresse, dieses Mißverhältnis zwischen der Tragödie jener, die auf den Kriegsschauplätzen sterben, und der Zeitungssprache, mittels deren man das Sterben in den Gewinn einer Extraausgabe verwandelt, diese Lüge enthüllte Karl Kraus als die größte Lüge der sogenannten heldenhaften und »großen Zeit«. Er machte es sich zur Mission, dieses ganze Pressewesen aufzuzeigen und so der großen Zeit die Maske abzureißen; und durch vier Jahre schnitt er tagaus, tagein mit der Schere Dokumente aus den Zeitungen und leimte Karikaturen aus diesen Ausschnitten, neben denen die Karikaturen eines Daumier reinste Romantik sind. In dieser traurigen Zeit, da die Kriegstrompeten lauter wurden als die Posaunen des Herrn, blickte Kraus in die Abgründe der Stadt Wien mit dem ruhigen Blick eines Forschers und wenn sich in Wien irgend jemand fand, der die intellektuelle Ehre der Stadt rettete in diesem allgemeinen Wahnsinn, so war es der Autor der ‚Fackel', der Zeitschrift, die das kulturhistorische Denkmal der letzten zwanzig Jahre des Franzjosefismus bedeutet. — — — — Das Faktum, daß die Entwicklung der Menschheit sich der ökonomischen Entwicklung untergeordnet hat, ließ den Menschen nur eine Freiheit: die der Feindseligkeit. Die Presse ist die stärkste Waffe dieser menschlichen Feindseligkeit. Die Presse wurde zu einem kriegerischen Handwerk und der Reporter, Professionalist, versieht als Kriegsberichterstatter den Dienst eines Menschen, der, eine Feuersbrunst meldend, über dem Feuer und über dem Haus steht. Der Reporter wurde zum Brandstifter, um

ein möglichst sensationelles Feuer melden zu können, weil von diesem und solchem Feuer der Reporter lebt, aus seinem feuermeldenden Beruf profitschlagend. Der Betrieb der zeitgenössischen Presse ist dem Menschen über den Kopf gewachsen und die Menschheit, wäre sie bei Sinnen, müßte diese Kuriere des Krieges und der Feuersbrünste wegen der schlechten Nachrichten verprügeln, wie Shakespeares Cleopatra den unglücklichen Boten wegen der Nachricht von der Niederlage verprügeln ließ. Die Menschheit hingegen kauft die Zeitungen, berauscht sich an den Zeitungslügen und so übertönt der Widerhall des Zeitungswortes die Panik und die Hilfeschreie bei der Katastrophe. Leidend an der Idee, daß die zeitgenössische Presse einer der Hauptschuldigen der Katastrophe ist, stellte Kraus aus Zitaten dieser Kriegspresse ein Buch von 800 Seiten zusammen, und er errichtete so aus Zitaten ein Denkmal, das die Presse überleben wird für alle Zeiten, so lange, als in kulturhistorischen Chroniken von dem letzten internationalen Blutbad die Rede sein wird.

Das Problem des literarischen Ausdruckes war und bleibt: wie könnte man die zeitgenössische Tragödie der Operettenwirklichkeit unverfälscht, wahrhaft und wirklich darstellen? Karl Kraus hat diese Frage für sich gelöst: mit dem Zitat. Er hat die unverfälschte Wirklichkeit zitiert und hat sie in sein Kriegsalbum geklebt, wie das Zeugnis einer kriminellen Zeit. Zwischen diesen Ausschnitten gibt es Humor, aber dieser Humor ist »Selbstvorwurf eines, der nicht wahnsinnig wurde bei dem Gedanken, mit heilem Hirn die Zeugenschaft dieser Zeitdinge bestanden zu haben«. In diesem und solchem Zitieren ist Schopenhauerisch-romantisches Hassen für alles, was menschlich ist, und der Scharfblick dieses Schauens ist unerreicht. — — In diesem Schauen gibt es auch Heiterkeit, aber die Freude dieser Kraus'schen Erscheinungen ist »qualgeboren«. — — Er begann an seinem Zyklus zu arbeiten in der Zeit, als »Phrasen auf zwei Beinen standen und Menschen nur eines behielten«, und so sehr auch dieses Beobachten der Ereignisse auf Wien lokalisiert ist, auf wienerische Verhältnisse und auf Wiener Menschen, wirft es doch seine Schatten auf alle Kontinente, weil es verbunden ist mit internationalen Quantitäten: es ist die Diagnose eines internationalen Krankheitszustandes, der auf allen Fronten und in allen Hinterländern volle vier Jahre grassierte. In der nestroyisch-scherzhaften Rede des Wiener Dialektes ist potenziertes Grauen, und wenn Kraus den Korso am Wiener Ring, an jenem blutigen August Neunzehnhundertvierzehn schildert und die Reporter, Fiaker, Dirnen, Diebe und Kleinbürger die ersten Kriegswitze machen, da klingt aus diesen Witzen ein langsames und unsichtbares Entsetzen, welches von Seite zu Seite wächst. — — Die Menschen verwandeln sich von Seite zu Seite in Dämonen und Immerunwahrscheinlicheres wird zum Alltäglichen. — —

— — Zwischen diesen blutigen Quantitäten bewegt sich die Figur des negativen Kritikers, des Nörglers, der Schatten Karl Kraus' . . . . Das ist die Erscheinung eines geistigen Skeptikers . . . . der unmateriell durch die Dinge und Ereignisse schreitet, als Dolmetsch und Trauergefolge der Wahrheit. — — — —

Die Funktion des Nörglers mußte dem Zweck der Bearbeitung fast zur Gänze geopfert werden; die Gestalt ist bloß an zwei Stellen monologisch und einmal in stummer Gegenwart angedeutet, befreit von dem optimistischen Stichwortbringer, dessen Geistigkeit in den Gesprächen zwischen dem Abonnenten und dem Patrioten erhalten blieb. Der Text des Vortrags weicht — durch Beibehaltung oder Weglassung einiger wenigen Szenen — nur unwesentlich von dem der Bühnenfassung ab. Diese — als Versuch, das Bild der Quantität in dem Rahmen eines einzigen wenngleich umfangreichen Theaterabends darzubringen — wurde für eine Möglichkeit unternommen, der einstweilen noch keine Theaterwirklichkeit entspricht. Diese Ungewißheit war jedoch ein stärkerer Antrieb zur dramaturgischen Leistung als vormals die realen Bewerbungen der Reinhardt und Piscator.

Der Entschluß bekundet, ungeachtet aller Hindernisse der theatralischen Ausführung, den Willen des Autors, den Krieg gegen den Krieg und gegen die Mächte, die ihn ermöglicht, herbeigeführt und erklärt haben, fortzusetzen — trotz den drei bewältigten Etappen: »Haag, Rom und Concordiaball«.

(Vom Ertrag S 270, dazu eine Spende S 100 = S 370 von Prof. J. an die Hinterbliebenen des Lokomotivführers Janowsky.)

,Goetheanum' (VIII. Nr. 35, Dornach): »Literarische Überschau« von Dr. Otto Fränkl; ‚Die Volksbühne' (IV, 11, Berlin Febr.): »Paul Zech« von Karl Vogt; ‚Saalfelder Volksblatt' (Sozialdemokratisches Organ, 41. Jahrg., Nr. 46, 23. Februar): »Bild eines Kanzlers« von Will Schaber.

Eine Komposition von Hans Pless zu »Flieder« (für eine Singstimme mit Klavierbegleitung) im Musikverlag Richard Hoppe, Breslau. (Der mitgedruckte Text enthält Abweisungen von der Interpunktion des Originals.)

In »Chinesische Mauer« — die Neuauflage ist am 20. Februar erschienen —, S. 76, Z. 10 statt »Lenzminus«: Lenz*minus*; S. 187, Z. 16 statt »wurde dem«: wurde *von* dem.

Nr. 827—833: Vor diesen hoffnungslosen deutschen Neubildungen steht eine österreichische Druckerei ratlos. So erklärt es sich, daß auf S. 75, Z. 22 v. u. dem Herrn Panter das »Spitzige« nachgesagt war, während er natürlich das »*Spritzige*« hat. Und wie schade, daß auch ein jüdelnder Hase getroffen oder vielmehr verfehlt wurde: auf S. 111, Z. 14 hat er nätürlich nicht »Inwer«, sondern *Iwner* zu heißen.

*

‚Der Kunstwart' (43. Jahrgang, Heft 3, Dez. 1929), »Tierbücher«:

— — Auf dem gleichen Niveau wie die »naturwissenschaftlichen Märchen« Karl Ewalds stehen die Tierbücher des Schriftstellers Salten. Man ist erstaunt, in seinem Buch »Bambi« (Zsolnay) auf ein Vorwort zu stoßen, das Galsworthy, dessen Werke bekanntlich im selben Verlag erschienen, im Stil eines »Waschzettels« abgefaßt hat. Er bestätigt darin, daß wir hier die »Lebensgeschichte eines Rehes« zu lesen bekommen. Aber ach, es ist nur die Geschichte eines Kleinbürgers, dem ein anderer die Gestalt eines Rehes verliehen hat. Galsworthy verspricht weiter, daß »man hinter dem Gesprochenen die wirklichen, sinnlichen Gefühle der sprechenden Geschöpfe spürt«. Man manche nur den Versuch! Zum Schluß legt er es gar dem Jäger besonders ans Herz. Es läßt sich nicht entscheiden, ob diese neuen Einblicke in das Leben der Rehe und der anderen Tiere des Waldes, die den Jäger mehr als jeden andern überraschen dürften, dazu verhelfen sollen, sein Weidwerk zu noch höherer Vollendung zu treiben, oder ob sie »Ihn«, den Grausamen, abhalten sollen, diese bürgerliche Idylle im Wald zu stören. Übrigens hat schon Karl Kraus in seiner ‚Fackel' dem Jäger und Verfasser eines Hasenromanes, Felix Salten (unter dem Titel »Jüdelnde Hasen«), eine bemerkenswerte »Glosse« gewidmet; und man ist versucht, zu sagen, daß ohne die Existenz der Krausschen »Glosse« den Tierbüchern Saltens das Beste fehlte. Gh. Ll.

Was für Wien nicht interessant ist

Herbert Ihering schreibt für den Berliner Börsencourier und für den Wiener Tag. In dem Blatt des freisinnigen Schreier las man (über Munros »Gerücht«) es so:

— — Gewiß, es gibt satirische Situationen, aber keine schlagenden, satirischen Worte. Und dieses Stück wählt Martin als große, repräsentative, politische Inszenierung. Wie genügsam ist er geworden!

Gerade die Volksbühne darf in diesem Jahr der trägen Zufriedenheit und geistigen Kompromisse nicht zufrieden und gleichgültig sein.

In Berlin so:

— — Gewiß, es gibt satirische Situationen, aber keine schlagenden satirischen Worte. Und dieses Stück wählt Martin als große, repräsentative, politische Inszenierung. Wie genügsam ist er geworden!

Hier liegt der Punkt, wo eingesetzt werden muß. In diesem Jahr haben die Sonderabteilungen der Volksbühne einen Teil ihrer Vorstellungen durch den Zusammenbruch der Piscatorbühne verloren. Man schickte sie dafür in »So und so, so geht der Wind« oder in die »Gefallenen Engel«, allerdings nur Freiwillige. Man ließ nicht einmal alle Mitglieder »Die Affäre Dreyfuß« sehen. »Die Unüberwindlichen« von Karl Kraus verschwanden nach einer Vorstellung. Von »Amnestie« gibt es nur Vormittagsaufführungen. Das ist das Bedenkliche dieses Abends: er war Ersatz. Ersatz, wo die «Unüberwindlichen« die Schärfe der Sprache; Ersatz, wo »Amnestie« das aufrüttelnde Thema hatte. Ein Abend, der Unzufriedene abspeisen sollte. Ein Abend des Scheinradikalismus.

Ich will nicht glauben, daß Martin diesen Weg weitergehen will. Ich glaube nicht, daß er die Taktik beabsichtigt, die Opposition durch Entgegenkommen einzufangen und wirkungslos zu machen. Wie ist die Situation der Volksbühne? Sie hat in diesem Jahr auch kassekaufendes Abendpublikum hinzugewonnen, steht also besser da als in der vorigen Spielzeit. Es mag schwer sein, in eine festgefügte Organisation, in diesen festen Turnus von Stücken die Studioaufführungen nachträglich einzubauen. Aber Schwierigkeiten sind nicht dazu da, als Entschuldigungen zu dienen, sondern überwunden zu werden. Gerade jetzt ist die Möglichkeit gegeben, eins der kleinen, heruntergewirtschafteten Peripherietheater für die Sonderabteilungen zu nehmen und mit Stücken wie den »Unüberwindlichen« und »Amnestie« zu bespielen. Gerade jetzt hat die Volksbühne die Gelegenheit, ihre Wirkuug zugleich zu vergrößern und zu verdichten! Sie Sie darf sich nicht ihres besten, heute noch zahlenmäßig geringeren, morgen schon zahlenmäßig wichtigen, übermorgen schon zahlenmäßig entscheidenden Publikumsteils berauben! (Wieviel wichtiger und billiger wäre es gewesen, »Die Affäre Dreyfuß« in einem zweiten eigenen Hause als bei Saltenburg weiterspielen zu lassen.)

Gerade die Volksbühne darf in diesem Jahr der trägen Zufriedenheit und geistigen Kompromisse nicht zufrieden und gleichgültig sein.

Hier liegt der Punkt, wo eingesetzt werden muß. Aber gerade da und eben darum wird nicht eingesetzt.

Architektenvereinssaal, 1. März, 1/28 Uhr:
Blaubart
Begleitung: (in Vertretung) Franz Mittler

Auf dem Programm:

Der Vortrag ist als Protest gedacht gegen die Entehrung des Werkes durch eine von berlinerischem Reißertum und neuwienerischem Dilettantismus ausgerüstete Truppe, deren Treiben der Vortragende schaudernd mitangesehen hat; gegen die Entehrung eines Raumes, aus dessen Soffiten die Geister einer abgeschiedenen Theaterwelt zum üblen und schlechten Geschäft der Marischka und Rotter ein Lachen der Schadenfreude anstimmten. Jeder Ton, jedes Wort: Motiv zur Absage einer zivilisierteren Menschheit an diesen deutsch-österreichischen Kulturbegriff. Der Vortragende, der Laut für Laut wie kein anderer spürt, was da geschehen ist, bekennt, daß das geliebte Werk, hätte er es in dieser Gestalt kennen gelernt, ihn niemals mit der Welt Offenbachs verbunden hätte. Gäbe es in Wien noch ein Theatergedächtnis und hätten Publikum und Kritik eine Beziehung zu den Werten, die da besudelt würden, so wäre schon im Anfang, als zum vorverlegten Kußwalzer gehopst wurde, dann zu allen Ödigkeiten dieser Komiker und vollends zur Auferstehung der Gruftgirls ein Skandal losgebrochen, und strammer, als der Taktstock die Grazien hinausgepeitscht hatte, wäre die Berliner Offensive gegen Offenbach und gegen das alte Theater an der Wien abgewiesen worden, das von Rott zu Rotter gelangt ist. Die Neue Freie Presse begnügt sich mit der Anspielung, wie unbefugt solche Modernisierung und Aktualisierung des »Blaubart«-Buches sei:

Dies dürfte nur ein wirklich geistreicher Kopf unternehmen . . . . Wenn man sich einen derartigen Bearbeiter nicht leisten kann oder will, dann ist es schon besser, zumindest für Wien, die Offenbach-Bücher in der gemütlichen wienerischen Fassung von Hopp zu belassen.

Man wollte schon, aber man kann nicht, weil eben der Bearbeiter sich nicht »leisten« läßt. Man bleibe bei Lehar, beziehungsweise Brammer und Grünwald. Es wurde das Greuel der Pohl'schen Übersetzung verwendet, aber Hopp im Munde dieser Komiker wäre nicht weniger unerträglich gewesen. (Herrn Slezaks Humor war zum Glück nicht vorhanden, aber was ein tüchtiger Sängersmann aus dem Auftritt des Blaubart und insbesondere aus dem Lamento machen kann, hat man erschüttert bemerkt.) In einem einzigen Blatt, ausgerechnet in den vom christlich-germanischen Schönheitsideal und von der Polizei inspirierten ‚Wiener Neuesten Nachrichten', wurde etwas wie eine Frontalabweisung des Unfugs versucht und sogar ein Protest dagegen, daß er sich in einer Stadt zutragen konnte, der nicht nur einst die Offenbach-Tradition, sondern jetzt die Offenbach-Renaissance entstammt ist:

Man beliebt es Offenbach-Renaissance zu nennen: in Wirklichkeit ist es ahnungsloses Hineintappen in eine Welt, von der man nichts anderes erfaßt hat als ihre Brauchbarkeit zu geschäftstüchtiger Aus-

schrotung. Mit der zeitgenössischen Operettenproduktion ist nicht viel anzufangen. Das haben die Theaterdirektoren erkannt und klagen darüber, beispielsweise auch in einer Festschrift, die das Berliner Metropoltheater anläßlich der Erstaufführung seiner Blaubart-Bearbeitung herausgegeben hat. Die moderne Operette (so formuliert es die Festschrift in einem Paradigma von apartem Reiz) »steht nur noch auf zwei Augen, denen von Franz Lehar«. Sollte er sie einmal schließen, so wäre vollends der Boden verloren. Also wendet man sich Vergangenem zu, versucht es mit Offenbach, versteckt dem Hinweis desjenigen folgend, der als erster die innere Aktualität des Offenbachschen Werkes erkannt hat, der als einziger Geist und Kraft besitzt, Offenbachsche Welten lebendig und erneuert, ganz in ihrem eigensten Wesen erfaßt vor uns hinstellen zu können. Was Karl Kraus gelingt, ist wirkliche Offenbach-Renaissance (wenn schon dieses mißverständliche Schlagwort verwendet werden soll); in seinen Vorlesungen erstehen Libretti und Musik in ihrer ganzen geistigen Schärfe, in ihrem transzendenten Sarkasmus, der viel von »Nietzsche-Bosheit« in sich hat. Was das Berliner Metropoltheater auf die Bühne bringt, ist nicht einmal ein Mißverständnis. Man hat sich des Offenbachschen »Blaubart« bemächtigt, ihn her- und hingerichtet, ahnungslos und stümperhaft. Fast scheint es ja begreiflich zu sein: wie sollen auch jene modernen handfesten Theaterpraktiker so ohne weiteres zu Offenbach finden, wie sollen sie die Reize dieser Handlungen, dieser Musik verstehen können. Sie versuchen eine Angleichung an den Zeitgeschmack, will sagen, sie mischen einige Revue-Ingredienzien und einige Tränklein aus der Sphäre jener Operette, die »nur mehr auf den Augen Franz Lehars steht«, hinzu, bereichern den Dialog und die Gesangstrophen durch verhatschte zeitgemäße Anspielungen und meinen, das sei jetzt der neue, unser Offenbach. Oder sie schürfen tiefer und finden (wie es der Kommentator in der schon erwähnten Festschrift tut), daß »Blaubart« seiner Grundidee nach eigentlich eine »pazifistische Oper« sei . . . Solcher erquickend albernen Entdeckung kann nur homerisches, nein offenbachsches Gelächter antworten. — — Von Offenbachschem Esprit auch nicht die Spur; es geht ernst, gemessen und sehr organisiert zu. Blaubarts Hoffnung war auch die unsere: »Laßt uns aus dem düstern Grabe aufwärts schweben, aufwärts schweben, daß in frischer Luft uns labe neues Leben, neues Leben . . .«

W. J.

Und das alles, weil die Gebrüder Rotter einem Berliner Vortrag des »Blaubart« beigewohnt hatten. Zur Rede gestellt, sollen sie geäußert haben, sie hätten doch ganz in meinem Sinne gehandelt. Einer der stärksten praktischen Mißerfolge, die ich jemals erzielt habe, ist nebst Schobers Aufstieg die Offenbach-Renaissance. Und man versuche sich vorzustellen, daß zu diesen Klängen, im Höflingscouplet, eine Strophe dem Dank an den Erneuerer Österreichs gewidmet war. »Das ist mein Sonntag!« pflegte Altenberg auszurufen.

Inschriften

Die Bundeshymne

Wie sinnreich, daß man das alte
Lied ihnen wieder gewährt:
sie wünschen, daß Gott erhalte,
was definitiv zerstört.

Noch blieb vielleicht so viel Grütze
und Liebe zum Vaterland:
zu wünschen, daß er auch beschütze
der Untertanen Verstand.

*

Entschädigung

Der Wahn ist unsterblich,
für den ihr gestorben.
Er ist nicht mehr erblich,
er wird erworben.

*

Umsturz

Nicht mehr vom Militär behext —
die Zeiten sind vorbei!
Die Stelle, wo kein Gras wehr wächst,
hat heut die Polizei.

*

Akrostichon

Freiheit erstand uns, seit Du uns erstanden,
Es tagt, ein Retter wies den sichern Port.
Laß Dank Dir zollen, Dank in allen Landen,
O nimm der alten Heimat Dankeswort!
Nie wankte Deine Treu', sie wirkte fort
In Taten, die befreit uns aus den Banden.
Es dankt die Treue Dir, der Pflichten Hort.

*

Die neue Macht

Mit Bürgersinn die Bürgerhabe wollen?
Kein neues Stück? Wir tauschen bloß die Rollen?
Da ist das Publikum vielleicht betrogen
und hätt', wenn man's gefragt hätt', vorgezogen
im prominenten Fache die bekannten
Komödianten diesen Dilettanten!
Wie aber kam's, daß es den Wechsel litt?
Noch lauter als, die das Theater füllen,
vermögen die, die oben stehn, zu brüllen,
und jene unten spielen vielfach mit.

*

Sozialdemokratie

Sie wissen jeweils die Richtung zu nehmen,
sie sind halb von dem, halb vom anderen Schlage,
und erleiden ihn von beiden Extremen,
indem sie trotzdem je nachdem sich bequemen:
halbschlächtig mit ganzer Niederlage.

*

Der Parteiredakteur

Er sagt die Wahrheit, jedes Wort ist echt,
und was er meint, ergibt sich dem Gefühl.
Wenn er es anders meint, sträubt sich sein Stil,
und muß er lügen, schreibt er schlecht.

*

Der Journalist

Die Zeitung ein Mittel,
um etwas zu künden?
Es gilt, zum passenden Titel
das Ereignis zu finden!

*

DIE FACKEL

Nr. 834 MÄRZ 1930 XXXI. JAHR

Einem sozialdemokratischen Würdenträger

Republikanische Regel sei's:
Soll's dir in allen Lagen gelingen,
gelang nicht in jede;
geh nicht aufs Eis,
wo sie die Kaiserhymne singen;
spar deine Rede.
Hast du von Natur den elastischen Schritt,
nimm ihn nicht mit.
Bist aber urban du und konnivent,
sei's bis ans End'.
Ziehn alle den Hut
vor einem Schemen,
so ist's nicht gut,
ihn nicht abzunehmen.
Männerstolz vor Königsthronen
zeig lieber, den Festen nicht beizuwohnen,
woselbst sie errichtet
und wo man trachtet, wie der Kernstock gedichtet.
Ist jene zu stürzen dir nicht gelungen,
bleib fern dem Platz, wo ihr Lob wird gesungen;
bei Gespenstern, die wir nicht konnten verjagen,
soll's dem, der es wollte, nimmer behagen;
laß dich dort, wo du nichts als die Schlacht hast verloren,
nicht bemerken unter Honoratioren.
Läßt aber du durchaus dir's nicht nehmen,
sollst ihren Sitten dich anbequemen
und unter Penklubpatronen und Ballpatronessen
niemals deren Sitten vergessen.
Machst du mit den Alfanz,
tu's voll und ganz.
Denn erscheinst unter Bürgern du als Meister,
so mußt du kleben mit ihrem Kleister.

DIE FACKEL

Einem sozialdemokratischen Widersacher

Republikanische Regel sei's:
Soll's dir in allen Lagen gelingen,
gelang nicht in jede;
geh nicht aufs Eis,
wo sie die Kaiserhymne singen;
spar deine Red.
Hast du von Natur den elastischen Schritt,
nimm ihn nicht mit.
Bist aber unban du gild kommivent,
sei's bis ans End.
Zieh alle den Hut
vor einem Scharfen,
so ist's nicht gut,
tun nicht abrunzipfen.
Minnerglob vor Königsthronen
zeig lieber, den Festen nicht beizuwohnen,
woselbst sie ernichtet
und wo man trachtet, wie der Kernstock gedichtet.
Ist jene zu suchen dir nicht gelungen,
bleib fern dem Platz, wo ihr Loch wird gesungen;
bei Gespenstern, die wir nicht kennen, verpetzen,
soll's dem, der es wollte, nimmer gelingen;
lad dich dort, wo du mehr als die Schlicht hast verloren,
nicht bewirten unter Hoscopleuten.
Lasst aber du durchaus dir's nicht nehmen,
sollst ihren Sitten dich anbequemen
und unter Pendlubpatronen und Ballplatzkasen
niemals deren Sitten vergessen.
Machst du mit den Affen,
ist's voll und ganz.
Denn erscheinst unter Bürgern du als Meister,
so musst du bleiben mit ihnen Kleister.

Die letzte Nacht

hat die Berliner Theaterkritiker beiweitem nicht vor ein so schwieriges Problem gestellt wie den Autor, der die Preise verteilen soll und der gewähnt hat, es werde so leicht gehen wie bei den »Unüberwindlichen«, die ein Kinderspiel waren. Klar hoben sich damals die Prominenten von dem Durchschnitt ab, unabweislich bot sich Monty Jacobs, auf den längst getippt wurde, als Mister Berlin dar, ja man kann sagen, daß die Entscheidung hier schon vor der Leistung getroffen war, indem es doch gar nicht erst seines Referats bedurft hat, um zu wissen, daß er ein alter Verehrer der »Demolierten Literatur« sei. Gleichwohl muß offen einbekannt werden, daß auch die Preiszuerkennung bei den »Unüberwindlichen«, so reibungslos sie sich auf den ersten Blick anließ, keine ganz zufriedenstellende Lösung bedeutet, da doch hinterdrein Kräfte in Erscheinung getreten sind, die eine Berücksichtigung verdient hätten. Rekriminationen werden ja freilich nie völlig zu vermeiden sein und der Preisrichter kann es naturgemäß nicht allen, die ihre Kandidaten haben, recht machen; es ist bezeichnend, daß zwar niemand gegen Jacobs etwas einzuwenden hatte, manche jedoch unzufrieden waren, daß Hochdorf vom ‚Vorwärts', wenngleich nachträglich ehrenvoll genannt, nicht unter den Erwählten erschien. Man bedenke, daß doch viele zur Theaterkritik berufen sind, aber nur wenige fur den Dummheitspreis auserwählt sein können und daß auch das Amt des Preisrichters schließlich bloß von jenem besten Wissen und Gewissen beglaubigt ist, auf das sich die Theaterkritik beruft. Diesmal nun, wo bereits alles, was nur irgendwie zu konkurrieren vermag, geprüft wurde, stellt sich der weit schlimmere Übelstand heraus, daß die Wahl an der Fülle der Bewerber scheitern muß. Fast überall sind Qualitäten unverkennbar, und dem Preisrichter — der lieber seinem Urteil mißtrauen möchte als ungerecht sein — bliebe am Ende nichts übrig als an die Entscheidung des Publikums zu appellieren, wenn er sich entschließen könnte, diesem den ganzen Dreck zu unterbreiten. Aber diesmal handelt es sich ja nicht darum, das Echo einer Theaterwirkung mit einer Gewalttat zu konfrontieren, die eben jene aus der Welt schaffen wollte. Der Erfolg der »Unüberwindlichen« sollte aus dem Dasein ausgejätet werden, der der »Letzten Nacht« bloß aus dem Gewesensein; jener aus dem Repertoire, dieser nur aus der Publizität. In

jedem Fall nun bleibt es undankbar und schwachsinniger Mißdeutung ausgesetzt, wenn die Fackel die Tagespresse zitiert. Zur »Letzten Nacht«, die vorweg keinem Abendspielplan zugedacht war, soll das Zitat der Anerkennung nur dort verwendet sein, wo es, unmittelbar oder mittelbar, zu dem der Schmähung und Eindrucksfälschung kontrastiert. Das Motiv der Dummheitskonkurrenz bleibe angeschlagen, aber es ist leider nicht durchführbar, und nicht allein wegen des Andrangs, der kaum zu bewältigen war. Je näher man die Gesamtleistung betrachtet, umso deutlicher behält ein anderes Motiv die Oberhand: das einer Gemeinheitskonkurrenz, deren Durchführung aber kaum eher gelingen könnte. Denn von Ausnahmsfällen abgesehen, gewährt das Situationsbild den zwingenden Eindruck, daß die Zunft einfach beschlossen hatte, sich einen Publikumserfolg wie bei den »Unüberwindlichen«, und möge er ganz so stark sein, nicht ein zweitesmal widerfahren zu lassen, vielmehr diesmal die pflichtgemäße Obsorge auszuüben und sich umsomehr für den fauxpas jener Anerkennung schadlos zu halten. Die Gewalttat gegen die »Unüberwindlichen« widersprach so kraß dem an und für sich schon absurden Presseerfolg ihres Autors, daß nichts übrig blieb als zu ihr zu schweigen und die aufgesparte Wut in die Bahn der kritischen Gelegenheit zu lenken, die sich zur »Letzten Nacht« ergab. Da wurden denn, da sich der Meinungswechsel nicht immer in derselben Person vollziehen ließ, die Enthusiasten durch Verreißer ersetzt, die, teils der Chefredaktion gehorchend, teils dem eignen Trieb, die Schlappe wettzumachen hatten — ein Plan, dessen Gelingen keineswegs durch das Spiel jenes Zufalls beeinträchtigt wurde, der im Presseleben manchmal auch das Gegenteil bewirkt. Im Allgemeinen kam die Definition: »Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat« zu voller Geltung. Zu der Wut wegen des Erfolges, der ihnen ausgerutscht war, und wegen des Erfolges, den sie noch umbiegen konnten, kam die wegen der Dummheitskonkurrenz, die dazwischenlag und die es eben erforderlich machte, verbrauchte Kräfte auszuwechseln und neuen die Chance zu gewähren. Das Prestige war berührt, Autorität und Ehre eines Berufs, der wie kein anderer bei Verletzungen über das Hausmittel der Rache verfügt; und unverkennbar trat die Absicht hervor, prominente Preisträger, die sich den bis dahin noch tragbaren Schein von Unbefangenheit selbst nicht mehr zugetraut hätten, durch bösartigere Kollegen vertreten zu lassen, welche berufen schienen, im Angriff zugleich jenen wunden redaktionellen Punkt zu verteidigen, der durch die Preiszuerkennung entblößt war.

jedem Fall nun bleibt es unklar und schwerverständlich, [illegible]
angesetzt, wenn die Partei die Tagespresse allein, Zur Elektion
Markt,' die vorweg beinem Abendspielplan angesetzt war, soll
den Zitat der Anerkennung nur dort verwendet sein, wo es
unmittelbar oder mittelbar, zu dem der Schmalung und
Hindenstellichung kommenden. Eine Mehr der Durchführung
Darum bleibe angesetzigen, aber es ist leider nicht durchführbar,
und nicht allein wegen des Anderen, der kann es bewältigen
war. Je aber man die Gesamtleistung betrachtet, wenn
deutlicher bekäme ein andres Mehr die Oberhand: der eher
Gemeinschaftsmenge, deren Durchführung aber kann eher
gelingen könnte. Denn wie Ausnahmsfällen abgesehen, gewiss
das Stimmenbild den zeitgenauen Pfadwert, daß die Zeit ein-
fach beschlossen hatte, daß einen Feldhauptstreig wie bei den
«Unbewundlichen», und möge er gar so stark sein, nicht ein
zweitesmal wiederholen zu lassen, vielmehr diesmal die gültig-
gemäße Chance zu ausnützen und sich zusammenfin an den bessere
jener Anerkennung wünschte zu halten. Die Gemeinde gegen die
«Unbewundlichen» widersprach so stark dass es auf sie sich
schon absolut Preisgeldig Blust Anton daß nichts mehr blieb
als zu ihr zu schweigen und die endgültige Wut in die
Bahn der hilflosen Ueberzeugtheit zu lenken, die sich «Leeren
Markt» nennt. Da wurden dann, in sich der Meinung erwachsen
nicht immer in deutschen Räumen verbindlich sich, die Hohnworte
durch Verstärkt erregt, die sich der Gedenkstätte gebe-
dient, sich dem eigenen Tisch, die Schlüsse vollmundigen
hatten — ein Plan, dessen Leidenschaft dieses
das Spiel jenes Zeichs Verhältnisses wurde, der in Preisdenken
maschinell auch der Gerechtigkeit bewirkt. In Allgemeinen sind
die Definition. «Nicht ist, wenn man auf dem alten Satz
zu voller Geltung. Zu der Wut wurde der Prüfung, der
Ihnen ausgleichlich war, und wegen der Einheit den so weit
unbliegen konnten, kam die wegen der Durchführung
die darzuhaltung und die es eben überhaupt machte, von
bestimmte Kräfte auszuwechseln und wegen die Gemeinde zu
Das Prestige war berührt. Anderlei und Ihre eines Rands der sich
sich andere tut Verbrechungen über das Mehrgenüssl der Leute
verfügt; und unverkennbar hat die Absicht bereits gewünschte
Präsidiger, die sich den die dahin noch tragbares Gutem von
Unbelangenheit selbst nicht mehr zugestand Rahen, durch
bösartige Kollegen verleiten zu lassen, welche Session schienen,
im Angriff zugleich jenen wunden redaktionellen Punkt zu ver-
teidigen, der durch die Präsidentschaft entblößt war.

Was mithin die ‚Vossische' betrifft, so ist zu sagen, daß bei aller Eignung des Ersatzmannes, den auch ihm ursprünglich zugedachten Preis zu verdienen, sich dem Betrachter doch vor allem ein Wesenszug aufdrängt, der den Fall dem Gebiet der Satire entrückt und eher einem Wettbewerb empfiehlt, der wegen drohender Überlastung der Jury niemals auszuschreiben wäre. Nachdem Montys Treuhänder den Inhalt der »Letzten Nacht« verdreckt hat, fährt er fort:

— — Karl Kraus dichtete es in gereimten Versen und während des Krieges. Daß er so viel Reime zusammenbekam, läßt seine Geduld bewundern; daß er es damals veröffentlichte, läßt seinen Mut respektieren. Damit wäre ich am Ende meiner Anerkennung.

Alles hat seine Zeit, auch das jetzt so stark verlangte Zeittheater. Der bescheidene Dichter — ich kenne Herrn Karl Kraus nicht, also setze ich diese Tugend bei ihm voraus — hätte sich vielleicht sagen sollen: Damals, während und kurz nach der großen Katastrophe war es mir möglich, einen Schein vom Kriege als ferne Vision schweben zu lassen. Jetzt haben die Frontkämpfer das Wort, die zehn Jahre Besinnung brauchten, um den Kopf klar und die Hand fest zu bekommen. Jetzt ist der Krieg als Wirklichkeit gestaltet worden, mitsamt seiner Länge und Langeweile, seiner Leere und menschlichen Unfruchtbarkeit.

Er meint natürlich den Kriegsroman der Firma Ullstein, dessen Autor in den zehn Jahren der Besinnung allerlei Friedenskitsch verfertigt hat, um den Kopf klar und die Hand fest zu bekommen.

Oder ist Herr Kraus durch die Leere, Langeweile, menschliche Unfruchtbarkeit seines Stückes diesen Resultaten mit ironischer Symbolik zuvorgekommen? Unter allen Versen, die den Krieg feiern, sind kaum schlechtere gewesen als diese hier, die ihn verdammen. Der Zweck muß schon sehr heilig sein, um die Fruchtbarkeit *(?)* dieses Mittels zu entschuldigen. So reimklapperte der gute Major Lauff, wenn er vom obersten Kriegsherrn zum Dichten kommandiert wurde! Und schon aus diesem Grunde: nie wieder Krieg!

Aber er ist vielleicht aus einer Geistesart entstanden, die den deutschen Kommis befähigt, das Urteil über Werte, die ihm fernliegen, als Fertigware zu liefern. Es soll nicht das geringste über den absoluten Wert von Versen der »Letzten Nacht«, in der es ja wirklich nach Operette klingt, ausgesagt sein, wenn eidesstattlich versichert wird — und diese Dinge sind doch greifbarer und beweisbarer als Inseratengeschäfte —: daß da eben in dem Geklapper der Kriegsautomaten, und in einem Komma, mehr Wortkunst steckt als in der gesamten Literatur Ullsteins und der preußischen Dichterakademie dazu. Wenn der Autor es den Herren, die von der Sprache so viel verstehen wie ein Nashorn von Parfum, analytisch beweisen wollte, würden sie staunen und die Kompetenz, die ihnen das Amt verleiht, bereuenswert finden.

Von dem großen Mysterium wurde nur der Epilog gegeben oder vielmehr aufgesagt, weil damit nichts Besseres anzufangen war. (Mit einer einzigen Steigerung ins Dämonische durch Wolfgang Heinz.) Das wurde von zwölf bis eins abgemacht, in der einen Geisterstunde, an deren Ende einer ungefähr sagte: dies ist der Anfang hier der Ewigkeit. Das war ein schöner Vers, und ich stelle gern fest, daß der Dichter nur eine Stunde brauchte, um auch den Anfang der Ewigkeit empfinden zu lassen.

Karl Kraus ist ein großer Publizist, er hat in Wien so viel Ruhm gesammelt, daß er ihn auf einmal gar nicht von da mitnehmen konnte. Es soll Leute geben, die noch gar nicht wissen, daß er in Berlin angekommen ist,

Kein Wunder, da er in der Galerie eben solcher distinguierten Fremden noch nicht bei Mosse konterfeit erschien, worauf er immer wieder vergebens wartet.

oder daß er es als ein zweiter Achilleus seit einigen Jahren belagert. Auch dieser mitternächtliche Überfall wird zu keiner Eroberung geführt haben, trotz dem Aufgebot einer Schar von Myrmidonen, einer wahrhaft eisernen Brigade, die den Versen dieses Kämpfers standhält, die für ihn lebt und stirbt, und wenn es vor Langerweile wäre. Eine Gemeinde ist kein Publikum.

Eine alte Erkenntnis der Ullsteinmänner, die hier noch prägnanter als bei Monty formuliert erscheint. Daß sie schon ein Bonmot geworden ist, welches die Gemeinde zu stürmischer Heiterkeit verführt, wenn ich nur darauf anspiele, ahnen jene nicht. Doch was nützt das alles: wenn einer dieser Nebbichs einmal in der Saison beim Publikum durchfällt, so gibt das ja mehr aus, als wenn unsereins täglich von der Gemeinde gefeiert wird. Die Posten vor dem Publikum vergeben und besetzen die Personen, von denen Bismarck sagte, daß sie ihren Beruf verfehlt haben, den Lassalle dann insofern bestimmt hat, als er sie eine Bande von Menschen nannte, »zu unfähig zum Elementar-Schullehrer, zu arbeitsscheu zum Postsekretär, zu keiner bürgerlichen Hantierung tüchtig und ebendeshalb sich berufen glaubend, Volksbildung und Volkserziehung zu treiben«. Und weil das Publikum nicht die Möglichkeit hat, Leute, die jeder Gemeinde zur Last fallen würden, von den selbstverliehenen Posten zu jagen, so wird fortgeschäkert.

Ich nehme an, daß man dem Dichter Karl Kraus die Verdienste des mir nur von ferne bekannten Publizisten anrechnet; sie müssen ungeheuer groß sein. Vielleicht macht es auch die Schadenfreude, die zustimmende Befriedigung: du hast es denen ordentlich gegeben! Aber ein Dichter sollte wohl noch andere Gaben austeilen können. Gewiß, man muß den Krieg verwerfen, schon wegen der furchtbaren Kriegsfolge dieser Verse und dieser Reime, die aus dem pazifistisch umgebauten Maschinengewehr knattern und schnattern. Aber man soll auch den Frieden lieb gewinnen, und wer das Giftgas verabscheut, wird sich enthalten müssen, unter den Menschen Gift auszustreuen. Mit dem Haß allein wird der Menschheit nicht geholfen.

Arthur Eloesser.

Sechzig Jahre alt, und noch so wenig aufgeweckt! Nun, mit dem Haß wird der Menschheit gewiß nicht geholfen, doch eine frohe Stunde wird ihr bereitet, wenn ich ihr die »Dummheitskonkurrenz« vorlese. Warum aber der Monty Jacobs zurücktreten mußte, wo es doch sein eigenstes Herz ist, aus dem der Eloesser keine Mördergrube zu machen hat, versteht man eigentlich nicht. Wozu überhaupt die Umschweife der Individualitäten? Es genügte als Kritik doch die eine generelle Zeile: »Wir haben halt eine Wut!« (Da kann sich dann jeder unterschreiben.) So unbefangen wie der Stellvertreter wäre also Mister Berlin gewiß noch gewesen. Er soll sich auf dem Freiplatz, den ein Theater auch den beruflich nicht beschäftigten, aber »einreichenden« Standesgenossen gewährt durch mündliche Kritik schadlos gehalten haben und da er Temperament hat, von Nachbarn, die für ihr Geld etwas hören wollten, zur Ruhe gemahnt worden sein. Wer wird das nächstemal die Amtspflicht ausüben? Ich rate dringend zur Resignation, da es beim letzten Hervorruf geschehen könnte, daß ich die Herren anspreche, mich nach ihrer Verdauung erkundige, sie frage, ob sie nicht Dringenderes zu tun hätten, als sich Dinge anzuhören, die sie nicht verstehen. Schließlich sind doch auch in den Theatertoiletten während der Vorstellung die Plätze frei, und da läßt sich bequem über Berufsprobleme nachdenken, statt im Parkett »sich unnütz zu machen«, wie man in Berlin sagt. Und weil wir schon bei dem Thema sind: die Toiletteherren der Berliner Lokale, oft hab ich mirs gedacht, müssen ihren Lebensabend hier verbringen und verstehen gewiß mehr vom Theater als die Herren, die eben deren Beruf verfehlt haben.

5a

Das ‚Berliner Tageblatt' hielt diesmal schon bei der dritten Besetzung, da die zweite befangen war und die erste ja überhaupt nicht in meinem Fall in Betracht kommt (seit 1924, wo sie den ersten und letzten »Näherungsversuch« gemacht hat). So etwas von einer Dürftigkeit. die da zur Verkleinerung des Ereignisses herangezogen wurde — Hirsch heißt er —, hat die Welt des Geistes noch nicht gesehn. Unter dem Titel »Nachtvorstellung« versteckt, wurde unter anderm bemängelt:

Der Ton des Ganzen schwankt zwischen prophetisch sein sollender Anklage und billiger Satire, wobei Tagesphrasen mit »orphischen Urworten« zusammenkommen, »Vesper« sich auf »mein Presber«, »Skoda« sich auf »Roda Roda« reimen muß; » c'est la guerre « ?

Leider ja! Aber bei meiner billigen Satire zahlen die Konsumenten drauf, und daß sich »Vesper« auf »mein Presber« reimen muß, gibt jener Reim selbst zu, als der einzige, den »mein Presber drauf weiß«. Hirsch — nicht zu verwechseln mit dem, der einst gerufen hat: »Es ist doch etwas Schönes um den Krieg!«, aber wahrscheinlich zu verwechseln — konstatiert:

Am Ende Beifall der Gemeinde des Autors, Verblüffung und Müdigkeit bei den Laien.

Hirsch ist Laie. Man erkennt sie schon daran, daß sie Freikarten haben, während die Gemeinde zahlen muß.

Wiegler von der B. Z., zufrieden mit dem Trostpreis, ließ sich wie folgt vertreten:

— — Und der lodernde Haßgesang ihrer Kehlen kommt aus der Schreibmaschine.

Aber aus einer Schreibmaschine, die aufs kunstvollste angeschlagen wurde. Krauß' Herrschaft über das Wort und den Reim läßt Funken aus dem wirren Szenengerüst sprühen; sein monomanischer Fanatismus entlädt sich in aphoristisch gespitzten, mit Intellektualität und heißer Tendenz geladenen Verszeilen. Der Furor seiner Gesinnung steigert seine dramatische Kraft.

Was aus einer Schreibmaschine alles herauskommt, wenn man sie kunstvoll anschlägt! Ich habe zwar noch nie im Leben dergleichen getan oder auch nur tun lassen. Nicht einmal eine Füllfeder besitze ich, sondern seit dreißig Jahren denselben Federstiel. Aber ein Hellseher hat erkannt, daß ich doch einmal mit einer Schreibmaschine zu schaffen hatte. Tatsächlich diktierte ich ihr im Sommer 1917 in Zürich die schon verfaßte und mit der Hand geschriebene »Letzte Nacht«, in der Absicht, sie in der Schweiz zurückzulassen. Dann aber faßte ich doch Vertrauen zu Österreich, nahm sie über die Grenze und machte, unmittelbar nach der Musterung durch die Fallotas in Feldkirch, auf sicherem österreichischen Boden aus den Worten »Hetman« und »Zar« (die ich der reichsdeutschen Stenotypistin diktiert hatte, um die Laiin nicht zu verblüffen) wieder den »Hauptmann« und den »Kaiser«, für den der Soldat nicht stirbt.

Wenn Sternaux vom ‚Lokalanzeiger' das gesehen hätte, er hätte ein energisches Einschreiten der Behörden gefordert. Zwölf Jahre später blieb er, froh, seinen Ermunterungspreis im Trockenen zu haben, der Aufführung fern und ließ sich von einem in jeder Hinsicht maßvolleren Kollegen vertreten. Ob es nur ein Beispiel sein mag, wie der Zufall im Presseleben waltet, oder ein Beweis, daß die Rechtspresse, wenn es sich um mich handelt, schließlich doch nicht so prinzipiell unsauber und so durch hemmungslose Wut stupidisiert ist wie die Presse der mit Intelligenz Gebornen — jedenfalls konnte, obschon unter dem Titel »Zerrspiegel des Krieges«, das Folgende erscheinen:

Mit einer Verspätung von fast dreizehn Jahren ist ein Bruchstück aus den »Letzten Tagen der Menschheit« von Karl Kraus, einer Art Antikriegsbibel nebst apokalyptischem Anhang, im Theater am Schiffbauerdamm zur Uraufführung gekommen. Kein Bühnenspiel, sondern eine Folge von Diskussionen, typisierten und verzerrten Gestalten, symbolischen Stimmen — vor einem Hintergrunde von Drahtverhauen und Totenkreuzen. Ein mittelalterlicher Zug von Weltuntergangsstimmung ist deutlich: der dialektische Furor rast, die Durchleuchtung der Nachtseite des Krieges leitet hinüber zur fanatischen Zerfaserung alles Irdischen. Ein Entwurzelter sieht so die Dinge: den Aufbruch einer Nation zum Kampf um ihr einfaches Daseinsrecht; vor dem Blick eines leidenschaftlichen Hassers verwandelt die Welt sich in ein Chaos der verneinenden Mächte.

»Die letzte Nacht« — das ist nicht nur der literarische Versuch, sondern zugleich die Gerichtsstunde eines Zeitkritikers. Unnötig, mit ihm und seinesgleichen zu rechten. Je geschlossener unsere Haltung dieser Zeit, ihrer Größe und Tragik gegenüber ist, desto kühleren Blutes sind wir Zuschauer dieser Art von Geschichtsauffassung. Je weniger wir mit ihr gemein haben, desto unbefangener dürfen wir das Phänomen selbst betrachten: denn es ist und bleibt ein Sonderfall, seltsame Spielart des Geistes: die Welt wird hier bis ins kleinste wiedergegeben vom Zerrspiegel eines Einzelgehirns; es ist eine Form der Kritik, die alles von sich behaupten darf: selbst Liebe im Haß und Schöpfertum in der Zerstörung [...] so vollkommen subjektiv ist sie zu verstehen. Nicht die Zeit wird in ihr über sich Klarheit empfangen, sondern sie ist selbst ein Bestandteil dieser Zeit: kein Mittel, sondern ein Gegenstand der Erkenntnis. — —

7

Aber selbst der ‚Vorwärts' blieb diesmal hinter sich zurück; in dem Bestreben, »jenseits der Auseinandersetzungen um Kraus stehend«, einen »Eindruck« zu haben, gelang ihm gerade noch die folgende Dummheit:

— — Man nennt Karl Kraus einen Dichter, einen Sprachformer von größtem Format, andererseits lehnt man ihn als Harlekin ab — — ein Starker versucht hier durch die Oberfläche zu dem Kern*) zu gelangen, das Wesentliche, Bleibende einer Erscheinung herauszumeißeln und zwar in einer Sprache, zyklopenhaft wie erratische Blöcke.

Und was läßt sich von dieser Sprache noch aussagen?

Sie bedeutet das Zeitgebundene an Kraus.

Er hat also jenseits der Auseinandersetzungen von allen Standpunkten etwas übernommen, wie es dem Sozialdemokraten geziemt. Natürlich findet er, daß, »was 1917 eine Tat war«, jetzt, »nach der Inflation der Kriegsromane und Kriegsdramen verblaßt« wirke, also weil mir meine Plagiatoren zuvorgekommen sind.

Die ‚Rote Fahne', unter deren Protektorat sich ein Jahrzehnt lang die Sozialisierung der »Letzten Tage der Menschheit« durch die ehemaligen Mitglieder der Kriegspressequartiere entfalten konnte, setzt dem Werk noch schärfer zu. Es sei zwar während des Krieges geschrieben worden, aber Krauß

ist stehen geblieben. Er ist hoffnungslos festgerannt. Er sieht zwar die Auswirkung des Krieges, aber nicht seine Ursachen und folglich auch keinen Ausweg.

Nämlich nicht den durch Vergasung zu reiner Lebensluft, wie ihn die Bekenner der ‚Roten Fahne' sehen.

Er ist der ewige Ankläger — ohne Hoffnung — ohne Ausweg.

Denn er glaubt, daß mit dem Dr. ing. Abendrot das Ende aller Tage da sei, ohne das Morgenrot zu sehen, das der erst heraufbringt. Krauß (zum fünften Mal)

hat eine kleine Schar von Anhängern, von literarischen Feinschmeckern um sich. Der großen Masse ist er fremd geblieben.

---

*) Heiliger Druckfehlerteufel! Der Setzer präsentierte zuerst: »ein Starker versucht hier durch die Oberfläche zu dem Kerr zu gelangen«. Leider mußte es korrigiert werden. (Des Pudels Kerr: wenn dieser noch Kempner hieße, wäre es nicht passiert.)

Für die er, da die Populären nur stottern können, hin und wieder um Vorträge gebeten wird, für jene, die nicht die Macht haben, das tief antirevolutionäre, verkleidete Pack von bürgerlichen Tinterln zum Kuschen zu bringen, die ihnen die Zeitung zubereiten. Da er ihnen aber um jeden Preis fremd bleiben soll, so verschmiert man seinen Namen noch in dicken Titellettern. Die ‚Welt am Abend' gibt ja zu, Krauß

gehört zu den wenigen Schriftstellern, die damals rebellierten.

Aber das ist doch heute passé, heute sind bei den Kommunisten die obenauf, die damals für die Kriegsanleihe gesungen haben. Wegen ihrer totalen Hoffnungslosigkeit ist die Sache, die jener führt, »für uns nur von beschränktem Wert«, wir haben doch andere Sorgen als den Zwangstod zu verfluchen, jetzt, wo wir uns doch selbst so was anschaffen wollen. Gewiß, »eine der mutigsten literarischen Taten jener Tage«, eben

ganz, ganz ohne Hoffnung

heute, wo wir doch vor der Möglichkeit stehen, statt der Front gleich die Hinterländer im Handumdrehn zu vergasen oder auf diesem Weg die bessere Gesellschaftsordnung zu verwirklichen. So ungefähr meinen sie es alle und überlassen die Teilnahme an der Hoffnungslosigkeit der Gemeinde, dem Anhang, der Schar. Die Presse der Kommerzialräte führt den Gedanken aus: »Man hat scho genug von die Graiel«; die andern wollen nicht, daß man an diese so ganz ohne Hoffnung herantrete. Auch ‚Berlin am Morgen' nicht, das immerhin — in einem politischen Bezirk, wo der Kerr noch Gimpel fängt — zu vermerken weiß:

»Die letzte Nacht« ist der (gereimte) Epilog zu des Wiener großen Schriftstellers und Publizisten Karl Kraus' erschütterndem Kriegsdrama »Die letzten Tage der Menschheit«. Werk und Epilog wurden 1917 geschrieben und noch im selben Jahre trotz Zensur und Ausnahmezustand vom Autor in Wien öffentlich vorgelesen, — zu einer Zeit also, da die »Antikriegsdichter« von heute, die Alfred Kerr und Konsorten noch in blutiger Kriegshetze machten.

Alles in allem wird man vielleicht doch einmal zu der Erkenntnis gelangen, daß zwischen dem Autor der »Letzten Tage der Menschheit« und den Massen nichts stand als die Journalistik, der diese ausgeliefert waren. Alles in allem war in diesem Fall der Angriff von rechts lange nicht so schäbig und subaltern wie

die Anerkennung von links. »Man fragt nicht mit Unrecht«, meint der deutschnationale ‚Tag'

warum seine Stücke nicht von den »Aktivisten« der Linken propagandistisch ausgebeutet wurden — zu Zeiten, als Toller seinen längst vergangenen Ruhm erntete

(seinen« ist gut)

und Piscator seine Agitation entfaltete. Aber diesen Leuten ist Kraus bei aller Verschrobenheit der Ideologie zu ehrlich. . . . Und dabei wird auch manches laut, was den Kulturpolitikern von links unbequem ist. In diesem Epilog zu »Die letzten Tage der Menschheit« z. B. ist es eine Szene (die einzige von Wert und auch der Höhepunkt der Regie), in der mit unheimlicher Eindringlichkeit ein modernes Sodom und Gomorrha symbolisch-expressiv gestaltet wurde, ein Stück Totentanz von einprägsamer Gewalt: der gespenstische Reigen der Hyänen der Etappe und des Hinterlandes, der Tanz der Leichenfledderer, Schieber und Nutznießer des Heldentums der Front; in ihrer Mitte Antichrist in der Judasmaske (die schauspielerische Leistung des Abends: Wolfgang Heinz). In dieser Szene hebt sich der Autor über seine eigene pazifistische Ideologie empor.

Der vom ‚Tageblatt' findet sie »ekelhaft«. Aber sehe sich einer diese nationalistische Kritik an: in München war so etwas »Verhöhnung des toten Frontsoldaten durch einen jüdischen Literaten« (aus »teilweise syphilitisch verseuchtem« Kreise). Doch auch jener läßt auf die Vorgesetzten nichts kommen, die Vorführung des Totenkopfhusaren sei eine Gemeinheit, und:

Die Verzeichnung eines über Leichen fahrenden Generals ist einfach dumm.

Aber sie wäre, selbst wenn sie nicht vielfach real gegründet wäre, als szenische Metapher — der über Leichen Fahrenden — der stärkste Abschnitt des Gedichts. Mit jeder der Coupletzeilen, die so leicht sind, daß sie die Schwachköpfe nicht verstanden haben. Der Vertreter der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' hat es besonders schwer gehabt, indem er einerseits den Mut anerkennt, der damals Dinge geäußert habe

die in ihrer Gesamtheit zwar ein verzerrtes Bild des Kriegsgeschehens geben, die in manchen Einzelheiten jedoch Wesenszüge beleuchten, die man in jenen Jahren noch übersehen mußte oder in den Schatten stellte

anderseits aber — denn man muß heute wieder — feststellt, daß dieser Epilog

dem Wesen dieses vierjährigen Kampfes nicht nahekommt.

Daß etwa »ein Offizier« (Feldwebel) mit dem Revolver die Fliehenden zurückjagt, ist

eine charakteristische Literaturerfindung, die dadurch nicht wahrer werden kann, daß solche Ereignisse hier und dort in der Überfülle anderer Ereignisse eingetreten sind.

Gehört also (mit den anderen Ereignissen) zu den Wesenszügen, die man damals übersehen mußte und die heute dem Wesen dieses Kampfes nicht nahekommen. Immerhin muß man

das echte Pathos eines aufgewühlten und erschütterten Menschen anerkennen, das sich wesentlich davon unterscheidet, was man in den Nachkriegsjahren an billigen, konjunkturgerechten Machwerken erlebte

und:

bleibt recht kühl in Anbetracht der Tatsache, hier nichts als jener seltsamen Kriegsromantik des Hinterlandes zu begegnen, von der die Geschehnisse unendlich weit entfernt waren.

Alles in allem besitzt das Werk, das sich von den Machwerken unterscheidet

eine verzweifelte Ähnlichkeit mit jenen Erzeugnissen, die darlegen, wie brave anständige Menschen durch andere, die daraus Profit schlagen .... durch skrupellose Gaserfinder und Pressehalunken .... in den Tod gejagt werden.

Ja, es war zum Verzweifeln, aber

»Die letzte Nacht« trägt zweifellos Züge einer solchen Verplattung der Dinge ....

Da kann man halt nichts machen — als sich rezensieren lassen; und zwar vor einem, der es »auf die Gefahr hin« unternimmt,

es mit guten Freunden und ehrenvollen Leuten, die die Persönlichkeit des Wieners Karl Kraus auch als Dichter hoch einschätzen, zu verderben ....

Der Mann hat diesen Mut, wenngleich er in das Werk nicht so tief eingedrungen ist wie die Arier von der ‚Deutschen Zeitung, und der ‚Kreuz-Zeitung', von denen jener in der »Letzten Nacht«

einen neuen Beweis seiner krankhaften Fehdesucht, seiner literarischen Schamlosigkeit, seiner fanatischen Dialektik

also offenbar einen Angriff auf den Kerr erkennt, dieser jedoch (der mehr die »kranke und ekelerregende Phantasie« wahrnimmt, die »der bedauernswerte Autor« zeigt) sofort heraus hat:

Von Bosheit knirschende Karikatur mischt sich mit Eitelkeit und Wahnsinn.

Der von der ‚Deutschen Tageszeitung' bemerkt, daß es in der Aufführung eben noch gelungen sei,

die haßgeladenen, manchmal sprachlich blitzenden Verse pathetisch in Parkett und Rang zu schleudern

während der von der deutschnationalen ‚Börsen-Zeitung' »schlechte Stammtischwitze« gehört hat und erstaunlich findet, daß dergleichen in Berlin noch vorgeführt werde

nach Unruh, der im Vergleich mit Kraus ein unfaßbar gewaltiger Dichter ist

wiewohl es »keine Frage« sei,

daß Kraus sprachlich weit über die meisten Zeitdichter hinausragt.

Ja solche Kontraste, wie sie sich hier gar innerhalb einer und derselben Persönlichkeit zutragen, gibt's nur an meiner Front.

Übersichtlicher:

— — Leider wurde es keine Geisterstunde, trotzdem der Wiener Fackel-Kraus gewiß über einigen Geist verfügt. Aber dieser Epilog seiner Dichtung »Die letzten Tage der Menschheit«, 1917 geschrieben, wirkt heute antiquiert. Natürlich nicht der pazifistischen Gesinnung wegen .... sondern weil heute, 12 Jahre später, hundertmal dasselbe gesagt und nicht mit so miserablen Versen, mit denen nun die Darsteller vergeblich rangen. Letzten Endes blieb fast alles nur eine Deklamation blutloser Worte... Eine Stunde lang brach daraus lähmende Monotonie über das Parkett herein .... Die Berliner Kraus-Gemeinde ließ sich dadurch nicht beirren und etliche Pfeifer sorgten für Verstärkung ihres Beifalls — —

‚Welt am Montag',
Albert Weidner

— — So wird die letzte Nacht die stärkste Absage an den Krieg, eine Absage, die, was wesentlich bleibt, schon im Kriege ausgesprochen wurde. Außerordentlich wieder die sprachlichen Schönheiten des Werkes (Höhepunkt die Worte des sterbenden Soldaten), außerordentlich auch, wie der Meister des Wortes den lebendigen menschlichen Ausdruck gegen die Phrase des Krieges stellt.... wie über dem Totentanz der Gestalten sich der Kampf des lebendigen Dichterwortes gegen die tote Materie abzeichnet. Es ist schwer, dieses ganz auf die faszinierende Sprache gestaltete Werk aufzuführen .... Stürmischer Beifall der ergriffenen Zuschauer rief den Autor und seine Mitarbeiter immer und immer wieder hervor.

‚12 Uhr-Blatt',
Rolf Nürnberg

— — Man sah auf diese Weise wenigstens nicht, ein wie unmögliches Bühnenbild Nina Tokumbet da aufgebaut hatte.

— — Und Nina Tokumbet, jene Bühnenbildnerin, die zu einer grandiosen Geschlossenheit des Bildgeschehens gelangt.

Aber solche Pendants in der Beurteilung jedes einzelnen der unermüdlichen Studio-Helfer ließen sich zu Dutzenden finden. Der Leistung des Regisseurs: das Unmögliche zu ermöglichen, wurde die Kritik der ‚Morgenpost' gerecht:

— — Ein Drama ist es nicht, und auch Piscator hätte als Regisseur hier nicht mehr leisten können als Leo Reuß, dem es immerhin gelang, die Symbole so weit zu beleben, daß — nebenbei — etwas wie Spannung entstand und unwiderstehlich das auf die Zuschauer noch einmal, und zusammengefaßt, hereinbrach, was sie als Mitspieler und Zuschauer des unerhört tragischen Geschehens miterlebt hatten. — — Eine Reihe ausgezeichneter Sprecher — alle mit ganzer Hingabe der Sache ergeben — stand im Gefecht. — — K. K. und seine Mitarbeiter wurden oft und leidenschaftlich gerufen.

Elise Münzer.

Die Möglichkeit solcher Äußerung beweist das Faktum der schamlosen Eindrucksfälschung, die eine präparierte Kritik verübt hat, und darf die Mitwirkenden entschädigen, deren Nennung wie Nichtnennung zumeist das Schulbeispiel leichtfertiger Ignoranz war. Wenn man bedenkt, wieviel Menschenmühsal in einem solchen Unternehmen schließlich den Lohn erntet, von der Lumperei begrinst zu werden, und daß doch der letzte Bühnenarbeiter Ehrlicheres und Fruchtbareres leistet als eine Sorte, die rätselhafter Weise noch zur Ablagerung ihres Drecks herbeigerufen wird, dann möchte man nie wieder an solcher Gelegenheit beteiligt sein. Das Äußerste an Infamie war wohl die Behandlung oder Nichtbehandlung des musikalischen Kunstwerks, das Hanns Eisler dem Text angegliedert hatte, der »Katzenmusik«, von der ein Unverantwortlicher sprach und der allein zuliebe schon alle Problematik eines Bühnendaseins der ‚Letzten Nacht' hinzunehmen war.

13

‚Tempo‘:

— — Sie ist mit ihrem Pathos und ihrer geistigen Geformtheit mehr Angelegenheit des inneren Gesichts des Lesers, mehr eine für einen Rezitator von heroischem Pathos. — —

— rg.

‚Börsen-Courier‘:

K. K. unterlag keiner Atmosphäre, keiner Nachrichtenüberrumpelung. K. K. widerstand dem ungeheuerlichsten Druck, dem je menschliche Gehirne ausgesetzt waren, den Schlagwortangriffen, den Phrasenattacken von vier Kriegsjahren. — — In dieser Widerstandsfähigkeit, in dieser Selbstbehauptung liegt der Wert des Werkes. Auch ich glaube, daß K. K. da stärker ist, wo er, wie in den »Unüberwindlichen« aus dem Witz das Pathos, aus der Ironie die Schärfe, aus dem Hohn die Angriffsrichtung ableitet. — —

Zu spät als Werk kam »Die letzte Nacht« auf die Berliner Bühne. Aber niemals zu spät, um in einer jagenden, torkelnden Zeit als Beispiel für eine Widerstandsfähigkeit aufgerichtet zu werden, die im Chaos dieser Friedensjahre ebenso notwendig ist, wie im Chaos des Krieges. — —

Herbert Ihering

Der Autor weiß so sicher, daß der Epilog kein theatralisches Eigenleben hat, wie: daß er als Krönung des Ganzen theatermöglich wäre, wenn dieses Theaterwirklich würde. Als Ersatz des Ganzen genügt er immerhin einer sozialen Theaternotwendigkeit, mag solche auch hinter dem Zeitvertreib zurückstehen müssen, den die Gunst der Ullstein- und Mosse-Kreise fördert und der ihnen die große Zeit vertreiben soll, die sie heraufbeschworen hatten. Dergleichen muß der sozialistischen Kritik ein ‚Film-Kurier‘ sagen:

»Die letzte Nacht« — Qualen der Menschheit, von K. K. im Epilog seines großen Anklagewerkes in ihrer Intensität verdichtet.

— — Dieses Debakel des Menschentums heute mehr denn je zur Warnung geworden.

(Aufzuführen an allen Schulen, um Nachkriegsprimanern die Hintergründe des Stahlbaderlebnisses zu dekouvrieren.)

K. erhebt sich über seine Symbole hinaus, weil tiefe Liebe und tiefer Haß sie mit Fleisch und Blut erfüllen.

Wie er auch dem Reim neue Bedeutung gibt, es dahin bringt, daß er niemals leer klingelt, sondern Sinn einer ganzen Sache wird. — —

Lotte H. Eisner

Man mußte glauben, der Berliner Theaterreferent der Arbeiter-Zeitung, der zu den »Unüberwindlichen« geschwiegen hatte, sei diesmal befangen gewesen und habe sich durch einen andern vertreten lassen, der zu der »Letzten Nacht« schwieg. Nun verlautet, daß er damals keineswegs geschwiegen, sondern seinen Bericht geschickt hatte, den aber Herr Otto König (zu verwechseln mit dem gleichnamigen Mitarbeiter des Neuen Wiener Journals) bloß nicht erscheinen ließ. Der über Wiener Vorgänge offenbar nicht informierte Berliner Korrespondent, der gewähnt hatte, gerade ein Bericht über die »Unüberwindlichen« werde die Arbeiter-Zeitung fesseln, hat es, nunmehr besser unterrichtet, mit der »Letzten Nacht« wohl erst gar nicht versucht. Daß die sonstige bürgerliche Presse Wiens kuschte versteht sich von selbst. Aber damit nicht die Beruhigung Platz greife, die Publizistik der auswärtigen, selbst der Wiener Sozialdemokratie müsse von einer solchen Aufführung nicht Notiz nehmen, sei der Bericht aufbewahrt, den die ‚Münchener Post' gebracht hat:

Die (von Heinrich Fischer geleitete) Versuchsbühne des Theaters am Schiffbauerdamm zu Berlin hat sich die wohl bedeutendste und anspruchvollste Aufgabe gestellt, die der Bühne aus dem Schrifttum der Gegenwart überhaupt erwachsen ist: sie hat es unternommen, der grandiosen Vision sinnfällige Gestalt zu verleihen, durch die K. K. sein ungeheuerliches dramatisches Zeugnis von den »Letzten Tagen der Menschheit« epilogisch besiegelt, der Vision einer auf dem Gipfel ihres Frevels aus dem All gejäteten Weltkriegserde.

An eine Gesamt-Aufführung dieses riesenhaft sich entrollenden Panoramas der Schande und des Untergangs, dessen von Grauen geschüttelte Satire den ganzen Fratzenspuk der Einpeitscher und Schmarotzer jenes furchtbaren Blut- und Phrasen-Taumels vorübertreibt, dürfte kaum je zu denken sein. Immer aber wird man einige der mit der Wahrtraumsschärfe der Verzweiflung aufgezeichneten Bilder, dazu manche der durchdringenden Auseinandersetzungen des empörten Gewissens mit dem schönfärberischen Gleichmut, die gesteigerte Vernehmlichkeit der Bühne gewinnen lassen. Das einzigartige Dokument einer unentwegt Lüge verdauenden und Verderben speienden Zeit (und zugleich einer heroischen Selbstbehauptung inmitten von Selbstverrat und Wahnsinn) könnte viele Abende aufwühlenden und drohenden Erinnerns hergeben.

Am schwierigsten wird immer eben der Epilog zu bewältigen sein, dessen hohnvoll erdröhnende Stimme der Verdammung doch eine gewisse Abschwächung erfährt, wenn sie nicht unmittelbar in das Lasten und Gären der immer tiefer verfinsterten Schwüle hinein sich entladen kann, nicht in der Weltgerichtswucht des Abschlusses durch ausgiebig Vorangegangenes motiviert erscheint. Manche der aus dem entsetzlichen Düster des Schlachten-Orkus aufblitzenden Erscheinungen kann die Bühne zu äußerster Einprägsamkeit verstärken. Die von Leo Reuß durchaus nicht eingebungsarm inszenierte Aufführung hat es erwiesen. Anderes wird wohl immer hinter der Gewalt des unvermittelt die Vorstellungskraft erschreckenden Wortes zurückbleiben müssen, — so vor allem die erbarmungslos das Fazit ziehende und Ausrottung verkündende Stimme von oben, der die Akustik einer bloßen Menschenstimme aus den Kulissen unvermeidbar Abbruch tut.

In aller Fragmentarik der Bühnenwirkung dennoch ein bestürzendes Geschehnis und Einsatz des wagenden Versuches an entscheidendem Punkte.

Willi Wolfradt.

15

Womit wohl zugunsten wie zuungunsten des szenischen Versuches das Zutreffende ausgesprochen ist.

Von welchem Wirrsal der Meinungen die Gestalt des Autors der »Letzten Nacht« umgeben wird und wie sein Charakterbild selbst auf dem Bouvelard schwankt, zeigt die folgende Gegenüberstellung, deren rechtes Stück wohl die äußerste Möglichkeit bedeutet, die durch die Erfindung der Druckerschwärze dem deutschen Spießer gewährt wurde, wenn er es nicht vorzieht, den Abend im Haus »Vaterland« zu verbringen. Das Blatt, dem es entnommen ist, gehört dem bei Sklareks nassauernden Antisemiten Bruhns und nennt sich ‚Die Wahrheit' (deren Forderungen an der Stelle, wo von einem Kampf Siegfried Jacobsohns gesprochen wird, nicht ganz erfüllt scheinen.) Als Vorlesestück übertrifft es den bekannten »Junggesellen«. Der Sperrdruck, der das diabolische Spiel mit dem Namen »Kraus« (wenngleich leider nicht konsequent genug) unterstützt, entspricht genau dem Original.

Karl Kraus: Die letzte Nacht

Die letzten Tage der Menschheit sind gekommen. Der Weltuntergang bricht an. Nun gärt und kocht und brodelt die letzte Nacht herauf.

Die letzte Nacht! — mit Ekstatik, Blutsümpfen, Röcheln, Wahnsinn, Tod und Grauen; mit Plündern, Beuten, Gieren, Geilen, Fressen. In den Fängen der Drahtverhaue stinken auf faulendem Schlachtfeld die bleichen Skelette zum Himmel, sterben brüllend, ächzend, stöhnend zefetzte Wesen, verrecken seufzend, versinken in Blindheit. Und einer, dem dieser Anblick zu Gesicht kommt, ergreift in Furcht und Angst und Schauer die Flucht: der General! Zwischen zerspritzten Hirnen, Därmen, Leibern lungern die Kriegsberichterstatter auf Beute für Bleistift und Kamera, über noch lebendem Menschenfleisch stolziert der Husarenoffizier mit gutturalen Kommandotönen, trampelt der Marschall von Eichensieg an der Spitze neuer Millionenheere und feiert den Sieg des Menschenmaterials. Der Mensch als Ware!

Die letzte Nacht! Da preist auf dem Thron der ekelsten Zivilisation der Dr. Abendrot den Höhepunkt menschlichen Erfindungsgeistes, die künstliche Lungenpest. Und die Hyänen rauben und geifern, während ihr Herr und Meister Gott vom Throne stößt, dem Nazarener ins Gesicht speit, die ewige Philosophie der Liebe in die Hölle schickt, — der Antichrist ist da! Mit orgiastischem Völlern, Prassen, Huren tanzen die Raubtiere, die Aasgeier über

Der krause Literat Karl Kraus.

Ganz besonders krause Sachen gehen gewöhnlich bloß des Nachts vor sich, weil man sich doch am helleuchtenden Tage etwas geniert, gar zu kraus zu werden. Bei künstlicher Beleuchtung läßt sich auch die krauseste Krausität leichter ertragen.

Und wenn man schon Karl Kraus heißt und ein grauß er krauser Literaterich ist und ein Theaterstück schrieb, das nun auf die Bretter will, — wie anders kann man ein solch krauses Opus aufführen, als in einer Nachtvorstellung? Also geschah es auch, daß nächtlich, wo doch nur die Geister wandeln sollten, ein Stück von Karl Kraus, »Die letzte Nacht«, der Epilog zu einem von ihm geschriebenen Kriegsstück, von der Versuchsbühne des »Theaters am Schiffbauerdamm« aufgeführt wurde. Versuchsbühne? Ach ja, an eine solche gehört diese tragikomische Sache des Herrn Kraus unbedingt auch hin.

Im übrigen will der Name Karl Kraus verhältnismäßig bekannt dünken: Vor langen Jahren waren seine Prominenz Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener Krauswochenschrift »Die Fackel«, und seine weiland Fulminanz Sigi Jakobsohn, der Herausgeber der nicht bloß äußerlich so knallrot schillernden »Weltbühne«, trotz der ungefähren Gleichheit ihrer Anschauungs- und Beurteilungstheoreme oder vielleicht aus Konkurrenzneid gerade deswegen miteinander in Krach

Leichen. In Finsternis und Trümmer und Asche rast das Ebenbild Gottes sich zu Tode, tilgt sich selbst aus, während aus der kosmischen Weite die Stimme der Verdammnis tönt und aus der Höhe der Ewige, der Alte vom Berge, der dem Menschen gab den freien Willen, sich donnernd vernehmen läßt: »Ich habe es nicht gewollt!«

* * *

Im Juli 1917 hat Karl Kraus diese Szene als Epilog zu seinem über siebenhundert Seiten starken Kriegsdrama »Die letzten Tage der Menschheit« geschrieben. Im selben Jahre hat er sie noch in Wien öffentlich zur Vorlesung gebracht. Das soll man zunächst bedenken, — heute, wo Pazifismus doch eine recht bequeme Sache schon geworden ist.

Er hat es geschrieben in seiner unvergleichlichen Sprache und erfüllt von seinem hohen Ethos und seiner tiefen Religiosität. Darin unterscheidet sich dieses Werk von allen übrigen Kriegsdichtungen, daß es neben schärfster Tendenz und stürmischster Anklage ein religiöses Passionsspiel ist, der Schrei, die Offenbarung eines wirklichen Propheten, — daß es durch die weite und reiche Skala des Wortes Antlitz und Untergrund der größten Menschheitstragödie und des größten Menschheitsverbrechens als ein universales Abbild erstehen läßt. Kraus' Werk ist keine Arbeit, die vom Leben bei einem Hirn »bestellt« wurde, etwas, das sich entwickelte, kristallisierte und gearbeitet wurde, sondern etwas, das eben da war und Bekenntnis wurde.

In der Beherrschung des Worts, in seiner Schönheit und Tiefe, — geraten, den sie so tüchtig coram publico vollführten, daß beiderseits die krausen Locken lustig in der Luft herumwirbelten.

Doch seitdem ist ja viel, viel Zeit vergangen, und nun endlich kann auch Berlin einmal geistige Kinder des Herrn Kraus bewundern. Doch à propos bewundern: Das ist wohl doch ein etwas schiefer Ausdruck. Oder war die Bewunderung so groß, daß man vor lauter Bewunderung nicht feststellen konnte, welche Absicht Herr Kraus mit seinem dramatischen Epilog eigentlich hatte? Höchstwahrscheinlich wollte er pazifistisch dem Kriege so eine ganz kleine Kleinigkeit auswischen. Personen kommen ins Licht, reden allegorisch, oratorisch und orakelhaft ihre (nebenbei gesagt: schlechten) Verse herunter und wählen sodann den besseren Teil der Tapferkeit, indem sie, höchstwahrscheinlich um allzu brausenden Beifallsstürmen zu entgehen, hurtigst wieder verschwinden. Vielleicht auch hatten die agierenden Herrschaften keine Lust, zum Nachtmahl faule Eier zu genießen und sich dabei den Magen nach Herzenslust zu verderben. ... Kann man's wissen?

Auch Kraus ging hier unter die Revueteriche. Zusammenhanglos, bloß um pathetisch klingendes Wortgerassel einerseits und derbe Revuewitzeleien anderseits vom Stapel zu lassen, läßt er diese Figuren reden. Zwischen fadestem Tanzbodengeschmuse und wildest-wuchernder Pathetik ist bei Kraus ein kleinerer Schritt, als gewöhnlich vom Erhabenen

man muß das immer wieder sagen — in der Sprachgewalt und dem Sprachreichtum ist Kraus unerreichter Meister. Welche Wirkung geht von dem letzten Stöhnen des sterbenden Soldaten aus! Und welche Weiten erschließen sich in dem Sang, mit dem der Satan gierig-unheimlich Gott vernichtet. In diesen Sätzen — Höhepunkt der Aufführung — lebt eine Welt, wie sie sich nur in den ganz großen Menschheitsdokumenten auftut. Ich stehe nicht an, Kraus zu den größten Sprachkünstlern des Jahrhunderts zu rechnen.

* * *

Leo Reuß, der die Aufführung für die Versuchsbühne des Theaters am Schiffbauerdamm inszenierte, baut seine Szenen auch ganz auf die Sprache auf. Die Bühne ist ein stetes Dunkel, Halbdunkel, durch das Irrlicht, Geisterblitzen, Scheinwerferleuchten, Flackern und Verglimmen huscht und blendet. Die Menschen auf der Bühne sind so weniger Schauspieler als Sprecher. Schöpferische Gestaltung von packender Wirkung ging dabei besonders aus von dem matten Flehen Ernst Ginsbergs als sterbenden Soldaten, den kasperhaften Blechtönen Theo Lingens als Totenkopfhusar und dem vampirhaften Allunterjochen Wolfgang Heinz', des Herrn der Hyänen. Unter Einsatz von Kraft und Können wirkten ferner mit Hans Hinrich, Ernst Stahl-Nachbaur, Paul Morgan, Manfred Fürst, Erich Ponto, Ernst Pröckel, H. v. Twardowski, Friedrich Gnas, Agnes Straub, Margarete Melzer, Anna Höllering. Orkane von langanhaltendem Beifall gehen in eine große Sympathiekundgebung über für den Riesen der Geistigkeit Karl Kraus, dessen Zwerggestalt immer wieder dankend erscheint. Herbert Pfeiffer.

zum Lächerlichen. Ob er's am Schreibtisch nicht gefühlt, der kraus »Fackel«-Kraus?!

Alles mögliche hat er da witzelnd zusammengewurstelt, besonders Persönlichkeiten aus der ihm nahestehenden literarischen Welt, die er mit glossierenden Floskeln behängt. Was mag das alles aber bloß mit dem Sinn eines Kriegsstücks zu tun haben? Nebbich! Also gar nichts! Hier kann man wirklich von Scherz, Satire, Ironie und flacherer Bedeutung reden. Das Geschmuse wird Selbstzweck, bloß um Stilproben daran vorzunehmen. Sachlich ist das Stück eine einzige Ragoutvermanschung aus allen möglichen und unmöglichen Bestandteilen: Stimmen von oben, Stimmen von unten, Stimmen vom Mars, Stimme Gottes und sonst noch so allerhand und vielerlei, — das will Herr Kraus uns vorgaukeln. Dazu wird das Ganze mit einer scharfen, saftigen, pikant sein sollenden Soße aktueller, boshafter Satiren überspritzt. Ja, so stilsicher ist der versuchsnächtliche Herr »Fackel«-Kraus!

Was übrigblieb bei denen, die ob diesem schaurig-komischen Bühnenschmarrn ihre wohlverdiente Nachtruhe opferten? Unmut ob solch fürchterlichem Durcheinander und ausgewachsener Mißmut, jedoch nie und nimmer Ergriffenheit am Tragischen noch reine Freude am Komischen.

Es war eine Komitragödie um eine tragikomische Versuchsbühne. Versuchsbühne! Das sagt genug. Man unternimmt Versuche in der wohlbegründeten Furcht, daß sie auch mißlingen könnten. Und dieser hier mißlang. Aber ordentlich!!

15

Man wird — ganz abgesehen von dem Unikum des Spießers, der, angelockt vom Titel »Die letzte Nacht«, eine so schwere Enttäuschung erlebt hat — zugeben, daß es ein doller Kontrast ist. Womöglich noch doller und jedenfalls erheblicher, weil zwischen zwei Berliner Meinungsführern spielend, ist der folgende. ‚Berliner Volkszeitung':

Die letzte Nacht von 1/4 nach 12 bis 1/4 nach 1 wurde im Theater am Schiffbauerdamm wieder einmal Karl Kraus gespielt, und zwar »Die letzte Nacht«, der Epilog zu der großartig grausigen Kriegsdichtung von Karl Kraus »Die letzten Tage der Menschheit«. Das ist kein Drama, aber es ist mehr als all die Theaterstücke und mehr als die meisten Romane, die man über den Krieg geschrieben hat. Es ist das furchtbare Dokument eines anklagenden Schriftstellers, den weißglühende Wut fast zum Dichter macht: der Weltkrieg, aufgenommen von seinem vielleicht schrecklichsten Ort aus — aus Wien, wo es nicht einmal ein Vaterland gab, sondern nur den Staat, für dessen abstrakte habsburgische Scheußlichkeit nun diese Lawine von Mord und Lüge, Elend und Schiebung, Dummheit und Gemeinheit entfesselt wurde. Karl Kraus wechselt da zwischen geltend realistischen Szenen (wie von George Grosz) und phantastischen Einlagen mit Höllengesang und malt so ein Bild dieser auseinanderfallenden Gesellschaft, gegen das Dantes Hölle eine harmlose und herzliche Sache ist.

Dieser Epilog, den man nun in der letzten Nacht spielte, hat keine realistischen Szenen mehr. Er ist nur noch allegorischer Extrakt: sterbende Soldaten im Drahtverhau, verwirrte Generale, seelenlos schmierige Kriegsberichterstatter, immer noch schneidige Totenkopfhusaren, die kriegswucherischen Hyänen, die die Leichen plündern, der große Dr.-Ing. mit dem neuesten Giftgas, und schließlich die »Stimme von oben«, die im Namen des Weltraums diesem verruchten Planeten Krieg ansagt und ihn ausrottet. Alles strudelt in Versen dahin, die der Haß genial macht; erzwungene Reime ergeben doch grausig brennende Gedankenverbindungen; die erdachten Gestalten erhalten ein spukhaftes Leben. Es ist ungefähr die Technik, die man in den Dramen gleich nach dem Krieg anwandte, aber es ist sicher viel begabter als alles, was die Herren Unruh, Toller und so viele andere produziert haben. — In der ersten Hälfte ist auch die Wirkung sehr stark. In der zweiten, wo allzu lange die Stimmen aus dem Unsichtbaren ertönen und die Bilder der Apokalypse sich mehr häufen als steigern, läßt der Effekt freilich spürbar nach.

Die Regie zu diesem Text, der weitaus bedeutender ist als alles, was Piscator je an Texten gehabt hat, macht Leo Reuß in Piscators Stil — —. Es bleibt ein Unfug, nachts Theater zu spielen, aber an sich hatte diese Extraaufführung eines nicht publikumsmäßigen aber genialen Produkts schon einen Sinn. Schade nur, daß dies Publikum von Theater- und Literaturleuten, die sich um diese Zeit ganz ausschließlich versammeln, der denkbar uninteressanteste Resonanzboden für jeden künstlerischen Versuch ist.

Julius Bab.

Allerhand und offenbar die Bußkritik eines Kriegsproduzenten, der Lyrik unter der Devise »Jeder Schuß ein Ruß« gesammelt hat, was durch das Bewußtsein, daß es »ein Vaterland gab« niemals zu entschuldigen war. Aber nun das im letzten Heft Versprochene und mit Spannung Erwartete, wie es ist, ausgegraben mit allen Würzlein aus dem 8 Uhr-Abendblatt:

Karl Kraus: »Die letzte Nacht.«
Theater am Schiffbauerdamm.
Von
Felix Hollaender.

Es war schon eine Zumutung, uns nach Mitternacht dies Gesinnungsspektakel vorzusetzen. Hätte man das Aufsagespiel, in dem ein schlechtes Gedicht nach dem anderen herunterdeklamiert wird, in einem pazifistischen Gesangverein zur Darstellung gebracht, die Zuhörer würden das Lokal fluchtartig verlassen haben.

Die Sekte des Herrn Karl Kraus ist sanftmütiger. Sie hat ausgeharrt und am Schluß nicht nur die Schauspieler, die die edlen Verse sprechen durften, mit Beifall überschüttet, sondern auch den Chef, freilich ein wenig mühsam, hervorgejubelt.

Der Gemeinde und ihren Predigern, die von gestern und vorgestern sind, sei dies bescheidene Vergnügen gegönnt. Das Schicksal des Abends wird dadurch nicht im mindesten berührt, wenn ein so feierliches Wort für den zur Nachtzeit aufgeschlagenen Zirkus überhaupt in Frage kommt.

»Die letzte Nacht« ist als Epilog zu der Tragödie »Die letzten Tage der Menschheit« gedacht, die mit den Geschehnissen nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers beginnt — und mit der Liquidierung der Kriegskatastrophe endet.

Die Marsbewohner, die der entsetzlichen Wirtschaft auf unserem geistig und körperlich gleichmäßig verpesteten und verseuchten Planeten überdrüssig sind, greifen endlich ein. Ein Meteorregen prasselt von ihrem Gestirn und fegt, wirksamer als alle Bomben, die Erdbewohner hinweg.

Eine Stimme von oben tönt:

»Der Sturm gelang. Die Nacht war wild.
Zerstört ist Gottes Ebenbild.«

Ist das nicht hübsch gesagt?! Dann folgt großes Schweigen, bis die Stimme Gottes einsetzt: »Ich habe es nicht gewollt.«

Großartige Bescheidenheit des Dichters Karl Kraus, daß er nicht persönlich eingreift und das letzte Wort sich vorbehält.

Eigentlich hätte in der Generalabrechnung der liebe Gott, der doch an dem ganzen Schlamassel schuld ist, gehörig gerüffelt und de jure abgesetzt werden müssen.

21

Was hat Gott zu flennen, wenn Karl Kraus den Donnerkeil schwingt, Blitze herniedersausen läßt und unser Sodom und Gomorrah mit Ausnahme des einen Jesus redivivus, für welchen er sich selbst ausgibt, dem Untergange weiht!

Lassen wir indessen für ein kleines diese höchst antiquierte Methode, Gottvater, Gottsohn und den Antichrist zu zitieren, beiseite, und wenden wir uns für einen Augenblick wenigstens der Totalität des Werkes zu.

Man darf wohl sagen, es ist von alttestamentarischer Größe. In jedem Satz, in jeder Zeile, in jedem Vers ist es persönlicher Racheakt des gekränkten und beleidigten Javeh, der in unserem Deutsch sich Karl Kraus nennt. Wobei es ganz belanglos ist, ob sein heiliger Zorn gegen die »Neue freie Presse« oder Wilhelm II., gegen Hans Müller oder das edle Antlitz Hofmannsthals sich richtet.

Von diesem unentwegt Entrüsteten wird ohne Unterschied der Person, der Rasse und des Glaubens alles verprügelt und verdroschen. Da gibt's eben kein Erbarmen, und belanglos ist es, ob die Alice Schalek, die für die »Freie Presse« Kriegsreportage macht, oder der Roda Roda, oder der Professor Delbrück, oder der Buchhändler Hugo Heller, oder der Hermann Bahr, oder sonst ein Jud oder Christ an der Reihe sind.

Damit keine Verwechslung möglich ist, werden alle namentlich genannt. Die Welt stinkt gen Himmel, ist zum Untergange reif. Es lebe der Gerechte — es lebe Karl Kraus, der größte Moralist des Jahrhunderts in Vergleich zu dem Moses, Christus, Sokrates und Buddha die reinen Waisenknaben gewesen sind.

Er ist das Gewissen der Zeit, wenn auch ein vom Karzinom der Eitelkeit angefressenes Gewissen. Tut nichts. Es wird der Wissenschaft schon gelingen, eines Tages für den Krebs das Allheilmittel zu finden.

Aber sind wir nicht ein wenig vom Thema abgeschweift — geht es um den Mann, oder geht es um das Werk?

Ohne die Nachtvorstellung läge bestimmt kein Anlaß vor, in die Reimschmiede des Herrn Kraus zu treten, seine Lang- und Kurzwellen, seine Knallbonbonverse über uns ergehen zu lassen.

Wir könnten es trotz Clique und Claque getrost der Zeit überlassen, diese Raupachiade in ihr Nichts aufzulösen, über diesen Eklektizismus hinwegzuschreiten. Vor siebzehn Jahren ist dieses Drama konzipiert worden. Es könnte vor siebenmal siebzig Jahren geschrieben sein, so veraltet mutet es nach Form und Inhalt an. Da wird gejodelt und gemauschelt, Goethes tragische Ironie genau so ausgepumpt wie Nestroys urwüchsige Komik. Da wird Hauptmanns und Wedekinds Art stillos durcheinandergewirbelt — da wird noch ein Schuß Offenbach hinzugetan, um der Sauce etwas Pikanterie zu geben. Und das Ganze ist untragbar in seiner grenzenlosen Oede.

Zeitdrama oder Zeitroman mit peinlicher Verwendung von Gegenwartsdokumenten, etwas durchaus Erlaubtes, wenn dahinter ein Dichter steht. Sobald indessen der Fackelträger Kraus in die Sinnlosigkeit dieser Welt hineinleuchtet, entsteht ein Pamphlet, das trotz allem Zeter und Mordio uns kühl bis an das Herz läßt.

Der Epilog »Die letzte Nacht« soll das Fazit des Ganzen geben. Aber wird der Brei, den der aufgeregte Sammler von Zeitdokumenten eingerührt hat, genießbarer, wenn seine sterbenden Soldaten, seine Erblindeten, seine flüchtigen Generale und Kriegsberichterstatter, wenn der Berliner Ingenieur mit dem neuen elektrotechnischen Kriegsapparat, oder die Hyänen Freßsack und Naschkatz als Repräsentanten des Schieber- und Kriegsgewinnlerpacks in Erscheinung treten?

Mag Herr Kraus auf Grund persönlichster Erfahrungen sich als noch so guter Kenner dieser Atmosphäre erweisen, sein Wortschwall hallt an uns vorüber, ganz gleichgültig, ob Gasmasken durcheinanderwirbeln, ob Stimmen von oben und unten tönen, oder ob das geschändete Faust-Gedicht herhalten muß, um einen toten Plunder zu beleben.

Was bleibt übrig: Ein Budenstück, in dem alle Theaterrequisiten verwandt werden, in dem es donnert und blitzt, Funken sprühen und Meteorsteine krachen, oder wenigstens krachen sollen.

Übrig bleibt ein Moralist und Ethiker, wie er noch nie im Buch gestanden hat. Denn vergessen wir nicht, meine Herrschaften: so viel Moral und Ethik ist noch niemals in einem menschlichen Gefäß angesammelt worden.

Und zuletzt gibt es noch einen Frontwechsel. Denn dieses Oeuvre, auf zehn Abende berechnet, war vom Verfasser konsequenterweise für ein Marstheater, nicht für eine berlinische Bühne gedacht.

Wobei billigerweise die Frage nicht unterdrückt werden kann: Was wurde nach Zerstörung unseres Planeten aus dem Dichter Karl Kraus? Er hätte doch zum mindesten in einer Schlußapotheose, schon um den Vergleich mit Jesus Christus durchzuführen, die Himmelfahrt antreten müssen.

Antwort: Da dieser Heilige eigentlich nie vorhanden war, nur von Gnaden der Krausschen Phantasie lebt, so blieb uns Karls Aufstieg glücklicherweise erspart.

Seien wir dankbar und gerecht. Dankbar, daß der Mann, der an allen Wohlgerüchen seiner österreichischen Heimat sich gesättigt hat, der an keiner Kloake vorbeigegangen ist, uns nur einen Bruchteil seines Wustes in der Nacht vom 15. zum 16. Januar 1930 zumutete.

Und gerecht, indem wir anerkennen, daß der hier aufgespeicherte Stoff die Herren Charell und Haller für die nächsten zehn Jahre mit Revuen versorgen könnte. Ja, vielleicht lassen sich sogar mit den »Letzten Tagen der Menschheit« noch bessere Geschäfte als mit den »Drei Musketieren« erzielen.

Zum Schluß noch ein Wort über die Aufführung, die einerseits unter dem Knattern der Maschinengewehre und einer ad hoc komponierten Katzenmusik, andererseits unter grauslichem Geflüster und dahingleitenden Schatten vor sich ging. Spielleiter ist Leo Reuß, der je nach Bedarf seine eindruckslosen Prospekte verfinstert oder belichtet und über die Armseligkeit der Dichtung durch ein beflügeltes Tempo hinwegzuhelfen sucht.

Ein Kollektivlob für die Herren Ponto und Wolfgang Heinz, für Ginsberg, Schweikart, Stahl-Nachbaur und Twardowsky, für Morgan und Fürst, für Pröckl, Dunskus und Karma. Eine Stimme von oben bringt Agnes Straub mit schneidenden Akzenten, grell, großartig, überdeutlich jeden dieser banalen Verse gliedernd.

An den braven Schauspielern hat es also nicht gelegen!

Und pflanzt' es wieder am stillen Ort; nun zweigt es immer und blüht so fort. Oder auch, weil Röslein sprach: ich steche dich, daß du ewig denkst an mich, brach es der wilde Knabe. Stärker das Weh und Ach des Nachdrucks als des Drucks. Hollaender ist berühmt für schlechtes Gedächtnis. Daß die »Letzte Nacht« vor siebzehn Jahren, also vor dem Krieg, konzipiert worden sei, ist eine Überschätzung ihres prophetischen Werts. Was er damit meint, daß sich Herr Kraus »auf Grund persönlichster Erfahrungen« als guten Kenner der Nachkriegsatmosphäre, des Schieber- und Kriegsgewinnlerpacks, mit einem Wort der Gegend des 8 Uhr-Abendblatts erweisen mag, wollte er ihn gerichtlich befragen lassen, verzichtete aber darauf, da man es ja so schwer mit den Berliner »Kadis« hat und es doch schon des Schweißes der Edlen wert genug wäre, Hollaender zunächst mal als Zeugen vors Gericht zu bekommen. Er hat sich als solcher, unbeschwert von jeglichem Gedächtnis, für hinreichend unbefangen erachtet, um das kritische Richteramt zu übernehmen. Wenn man an die Kritik der »Unüberwindlichen« zurückdenkt, die sein Blatt gebracht hat, so kann man wohl sagen, daß hier der stärkste Fall von Reparationsverpflichtung vorliegen dürfte, der in Deutschland bisher erlebt wurde. Hollaender ist aber auch der erste Kritiker, der sich nicht nur mit der szenischen Tauglichkeit des Epilogs, ~~welche~~ je ein Problem sein mag, sondern auch mit den »Letzten Tagen der Menschheit« als dichterischer und kultureller Leistung auseinandersetzt und den Bann des Respektes brach, der bisher selbst den journalistischen Auswurf gezwungen hat, den bloßen Titel als etwas Vorausgesetztes, aus der Geistesgeschichte nicht mehr Wegzudenkendes mit einem »Unberufen!« zu zitieren. In 31 Aphorismen, die gewiß fortsetzbar wären, aber doch in jedem das Wesentliche zusammenballend, zeigt sich Hollaender mit einem Ungestüm, den man ihm gar nicht zugetraut hätte, als derartigen polemischen Losgeher, daß in ganz Berlin der Fachmann gestaunt und der Laie sich gewundert hat. Umso größer war das Bedauern, daß nach dem Beweis körperlicher Frische, den die Kritik darbot, das Krankheitszeugnis, mit dem er sein Auftreten als Zeuge absagte, Zweifel wecken mußte, die aber wieder zerstreut wurden, als er bald darauf im Rundfunk sprach. Hollaender Kritik war lange Zeit das Tagesgespräch einer sonst raschlebigen Stadt, in der eine Dummheit die andere jagt. Allgemein ~~wurde~~ die Vermutung ~~aufgestellt~~, daß Hollaender in der Konkurrenz zur »Letzten Nacht« obsiegen werde. Das war aber unmöglich, denn er hatte zwar das Rennen gewonnen, war aber so vor den andern ans Ziel gelangt, daß er für hors concours erklärt werden mußte. Ein ~~Muster~~beispiel dafür, daß Übertreibung bei guten Anlagen alles verderben kann und blinder Eifer nur schadet. Wäre Hollaenders Kritik nicht zu dumm, der erste Preis hätte ihm und keinem andern gebührt. Ein anderer — und ich weiß schon, welcher — konnte aber aus den oben dargelegten Gründen auch nicht in Betracht kommen, und es verlief wie das Hornberger Schießen. Monty Jacobs kann aufatmen.

Und pflanzt' es wieder am stillen Ort; nun zweigt es immer und blüht so fort. Oder auch, weil Röslein sprach: ich steche dich, daß du ewig denkst an mich, brach es der wilde Knabe. Stärker das Weh und Ach des Nachdrucks als des Drucks. Hollaender ist berühmt für schlechtes Gedächtnis. Daß die »Letzte Nacht« vor siebzehn Jahren, also vor dem Krieg, konzipiert worden sei, ist eine Überschätzung ihres prophetischen Werts. Was er damit meint, daß sich Herr Kraus »auf Grund persönlichster Erfahrungen« als guten Kenner der Nachkriegsatmosphäre, des Schieber- und Kriegsgewinnlerpacks, mit einem Wort der Gegend des 8 Uhr-Abendblatts erweisen mag, wollte er ihn gerichtlich befragen lassen, verzichtete aber darauf, da man es ja so schwer mit den Berliner »Kadis« hat und es doch schon des Schweißes der Edlen wert genug wäre, Hollaender zunächst mal als Zeugen vors Gericht zu bekommen. Er hat sich als solcher, unbeschwert von jeglichem Gedächtnis, für hinreichend unbefangen erachtet, um das kritische Richteramt zu übernehmen. Wenn man an die Kritik der »Unüberwindlichen« zurückdenkt, die sein Blatt gebracht hat, so kann man wohl sagen, daß hier der stärkste Fall von Reparationsverpflichtung vorliegen dürfte, der in Deutschland bisher erlebt wurde. Hollaender ist aber auch der erste Kritiker, der sich nicht nur mit der szenischen Tauglichkeit des Epilogs, die ja ein Problem sein mag, sondern auch mit den »Letzten Tagen der Menschheit« als dichterischer und kultureller Leistung auseinandersetzt und den Bann des Respektes brach, der bisher selbst den journalistischen Auswurf gezwungen hat, den bloßen Titel als etwas Vorausgesetztes, aus der Geistesgeschichte nicht mehr Wegzudenkendes mit einem »Unberufen!« zu zitieren. In 31 Aphorismen, die gewiß fortsetzbar wären, aber doch in jedem das Wesentliche zusammenballend, zeigt sich Hollaender mit einem Ungestüm, den man ihm gar nicht zugetraut hätte, als derartigen polemischen Losgeher, daß in ganz Berlin der Fachmann gestaunt und der Laie sich gewundert hat. Umso größer war das Bedauern, daß nach dem Beweis körperlicher Frische, den die Kritik darbot, das Krankheitszeugnis, mit dem er sein Auftreten als Zeuge absagte, Zweifel wecken mußte, die aber wieder zerstreut wurden, als er bald darauf im Rundfunk sprach. Hollaenders Kritik war lange Zeit das Tagesgespräch einer raschlebigen Stadt, in der sonst eine Dummheit die andere jagt. Allgemein wurde die Vermutung aufgestellt, daß Hollaender in der Konkurrenz zur »Letzten Nacht« obsiegen werde. Das war aber unmöglich, denn er hatte zwar das Rennen gewonnen, war aber so vor den andern ans Ziel gelangt, daß er für hors concours erklärt werden mußte. Ein Beispiel dafür, daß Übertreibung bei guten Anlagen alles verderben kann und blinder Eifer nur schadet. Wäre Hollaenders Kritik nicht zu dumm, der erste Preis hätte ihm und keinem andern gebührt. Ein anderer — und ich weiß schon, welcher — konnte aber aus den oben dargelegten Gründen auch nicht in Betracht kommen, und es verlief wie das Hornberger Schießen. Monty Jacobs kann aufatmen.

Der Unterschied

Den Zeitungsmann erfaßt der Neid,
wie wir uns unterscheiden.
Ich hatte so oft Gelegenheit,
sie zu vermeiden.

*

Die Sachverständigen

Daß du nicht merkst, woran man darbe,
verpraßt man es in einemfort:
Die Blinden reden von der Farbe,
die Tauben reden von dem Wort,
die Lahmen lehren, wie man tanze,
die Huren, wie man Andacht treibt,
Kurz, Rezensenten gehn aufs Ganze
und können sagen, wie man schreibt.

*

Konkurrenz für Kritiker

Spieglein, Spieglein an der Wand:
Wer ist der dümmste im ganzen Land?

*

Sommernachtstraum

Ein wilder Zauber wob durch die Nacht:
das Unkraut wurde lebendig gemacht.
Man vergaß, daß man im Theater saß:
bis vorn an die Rampe wuchs echtes Gras.
Und nichts war von Pappe bis auf die Leute,
die nicht wußten, was ein Vers bedeute.
Man hat, wie Zauber die Sinne umflicht,
vor lauter Wald nicht gehört das Gedicht.
So ward jahrhundertaltes Geisteserbe
gerettet durch Regie und Kunstgewerbe.

*

Wie man's macht, ist's nicht recht.

Kamele zu schlucken, davor möchten seit Jahren
mich die Mücken bewahren.
Und Mücken zu seigen, da warnt meiner Seel'
mich jedes Kamel.

Erweis ich dem Übel zu viel Ehre,
hofft jedes, daß es das kleinere wäre;
und alle fürchten, ich vermöcht' die Gestalten
nicht auseinanderzuhalten.

Doch weil ich am wenigsten kann vertragen,
daß Pharisäer, was ihnen gesagt ist, sagen,
und weil überhaupt ich hab meine Mucken:
so pfleg ich Kamele zu seigen und Mücken zu schlucken.

*

Ohnmacht.

Ich muß mehr, als ich habe, schenken.
Wenn ich was kann, so kann ich nichts dafür.
Und was ich will, mißlingt: mich abzulenken.
Denk ich an dies und das, um nicht zu denken,
es denkt in mir.

*

Der Widerspruch.

Was fiel mir ein,
mir altem Hasser?
Ich predigte Wein,
und trank dazu Wasser!
Um noch besser den Widerspruch zu bemerken,
gehn sie hin, sich an meinen Weinen zu stärken.

*

6

Einem Raubvogel

Tief in mein Innres reichen seine Krallen:
er stiehlt schon, was mir noch nicht eingefallen.

*

Grabschrift

9.

Wie leer ist es hier
an meiner Stelle.
Vertan alles Streben.
Nichts bleibt von mir
als die Quelle,
die sie nicht angegeben.